

SCHRIFTENREIHE
DES HOCHSCHULCAMPUS KLEINSTADTFORSCHUNG

WORKING PAPER 1

Bleibenslebensweisen in Kleinstädten

Die Rolle der sozialen Beziehungen im Entscheidungsprozess des Bleibens in der Kleinstadt

Melanie Rühmling
Rostocker Institut für
Sozialforschung und
gesellschaftliche Praxis
(ROSI)
Zeitraum: 02/2022 – 07/2022

Forschungsförderung – Kleinstadtforschung im Rahmen des Projektes
„HochschulCampus KleinstadtForschung (HCKF)“

Bei dem HochschulCampus KleinstadtForschung handelt es sich um ein Modellvorhaben, das im Rahmen des Forschungsprogramms „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“ (ExWoSt) vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) im Auftrag des Bundesministeriums für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen (BMWSB) gefördert wurde.



Impressum

Im Auftrag von:



BTU Cottbus-Senftenberg

HochschulCampus KleinstadtForschung (HCKF)

Prof. Dr.-Ing. Silke Weidner

Postfach 101344

03013 Cottbus

Zeitraum:

02/2022 – 07/2022

Durchführung:



Rostocker Institut für Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis e.V. (ROSIS)

Projektleitung: Dr.ⁱⁿ Melanie Rühmling

Wismarsche Straße 29/ 18057 Rostock

melanie.ruehmling@rostocker-institut.org

Herausgeber:innen HCKF:

Prof. Dr.-Ing. Silke Weidner,

Prof. Dr. Nina Gribat,

Prof. Dr.-Ing. Bernhard Weyrauch

Lektorat:

Helen Bauerfeind

ISSN: 2940-6366

DOI:10.26127/BTUOpen-6278

Zitiervorschlag:

Rühmling, M. (2022): *Bleibenslebensweisen in Kleinstädten. Die Rolle der sozialen Beziehungen im Entscheidungsprozess des Bleibens in der Kleinstadt.* Cottbus: HochschulCampus KleinstadtForschung (Hrsg.), Working Paper 1.

Cottbus, Dezember 2022

Zusammenfassung

In der sozialwissenschaftlichen Raumforschung wird den städtischen Räumen eine andauernde Aufmerksamkeit zuteil – und auch das Interesse an den Lebensverhältnissen in ländlichen Räumen scheint (endlich!) Konjunktur zu haben. Aber konkret die Kleinstädte? Bestenfalls werden sie als Teil der ländlichen Räume verhandelt. Dabei umfassen die Kleinstädte etwa 45 Prozent der Landesfläche Deutschlands und etwa 30 Prozent der Bevölkerung leben hier (Milbert/Porsche 2021: 10). Doch auch Personen, die bisher schon immer in einer Kleinstadt wohnen, fragen sich im Laufe ihres Lebens: Gehen oder Bleiben? Denn das Bleiben ist weniger ein starres Verhalten als ein sich wandelnder Prozess. Dieser ist abhängig von lebensgeschichtlichen, interaktionsgebundenen und situativ-kontextabhängigen Aspekten (Rühmling 2022). Doch bisher fehlen Untersuchungen, die soziale Dynamiken des Bleibens in Form von sozialen Netzwerken und Aushandlungsprozessen direkt beobachten. Hier setzt das vorliegende Forschungsprojekt an und fragt:

Wer ist wie beteiligt am Entscheidungsprozess des Bleibens in der Kleinstadt?

Schließlich ist das Bleiben in der Kleinstadt keine Einzelentscheidung, sondern in ein soziales Beziehungsgefüge eingebettet. Doch wer gehört dazu? Wer ist relevant? Und welche Rolle hat dabei konkret die Kleinstadt als räumlicher Kontext?

Vorgehensweise

Hierzu wurden problemzentrierte Gespräche mit vier Bewohnerinnen von Kleinstädten geführt, um bisherige lebensgeschichtliche Relevanzsetzungen des Bleibens und deren Einbettung in soziale Netzwerke zu verstehen. Hinzu kommt eine standardisierte Netzwerkerhebung, die vor dem Hintergrund der Fragestellung spezifische Beziehungen und Beziehungsstrukturen verdeutlicht.

Ergebnis I: Besonders relevant sind die Eltern und sowie die partnerschaftliche Beziehung

Es sind insbesondere die Eltern, die im Entscheidungsprozess des Bleibens eine wichtige Rolle spielen, und zwar über die unterschiedlichen Lebensphasen hinweg. Grund ist, dass sie es sind, die in jeweiligen Lebensphasen konkrete Unterstützung leisten können und darüber hinaus die Bedürfnisse der Gesprächspartnerinnen genau kennen. In der Phase zwischen Schulabschluss und Ausbildung können sie darüber hinaus als Push-Faktoren gelten, ohne dass die Beziehung zwischen ihnen konfliktbehaftet ist.

Zudem ist der:die Partner:in relevant. Innerhalb der Partnerschaft wird sich abgestimmt, verhandelt, sich geeinigt und es werden Verantwortung und Konsequenzen gemeinsam getragen.

Auffällig ist, dass es vor allem die Eltern und der:die Partner:in sind, die die Gesprächspartnerin als passive Akteurin im Entscheidungsprozess positionieren, also die Entscheidungsfindung für die Gesprächspartnerin übernehmen.

Ergebnis II: Das Bleiben der Netzwerkakteur:innen wirkt sich auf die Bleibensaspiration aus

Wenn das Bleiben in der Kleinstadt abhängig ist vom bisherigen Lebenslauf und den sozialen Beziehungen, aber auch von aktuellen Bedürfnissen, ist dieser Dreiklang auch auf weitere relevante Personen wie die Eltern oder den:die Partner:in übertragbar und strahlt somit wiederum auf die Bleibensintention der Gesprächspartnerin ab. Für die Entscheidung, vor Ort zu bleiben, ist es also zuträglich, wenn Personen aus dem sozialen

Netzwerk selbst auch in der Kleinstadt aufgewachsen sind. Schließlich gehen damit vielschichtige soziale und räumliche Beziehungen einher, die wiederum die Gesprächspartnerinnen einbeziehen.

Ergebnis III: Das kleinstädtische Gefüge als Trägerin der Ortsbindung

Die Atmosphäre vor Ort, die von anderen Bewohner:innen geprägt wird, trägt wesentlich zum Bleiben in der Kleinstadt bei. Allein ein scheinbar lapidares Grüßen, ein „Jeder-kennt-jeden“-Gefühl oder das Wissen um soziale Zusammenhänge intensiviert eine Ortsbindung, die wiederum als Symbol des eigenen Verortens im relevanten Raum genutzt wird. Diese hohe Identifikation durch die anderen Bewohner:innen wirkt sich positiv auf die Entscheidung, in der Kleinstadt zu bleiben, aus.

Ergebnis IV: Die Entscheidung, zu bleiben, misst sich nicht allein an vorhandenen Arbeitsplätzen

Auffällig ist, dass die Entscheidung, in der Kleinstadt zu bleiben, sehr selten auf einer konkreten Problemlage basiert. Der Abwägungsprozess wird nicht nur anhand ökonomischer und rein rational getroffener Teilentscheidungen dargestellt. Vielmehr wird von weichen Standortfaktoren, emotionalen Gründen und einem diffusen Gefühl von „Zufall“ und „Glück“ gesprochen.

Fazit

Auch wenn die sozialen Beziehungen auf einer manifesten Ebene von den Gesprächspartnerinnen nicht als ausschlaggebender Grund genannt werden, ist doch sehr auffällig, dass sie wesentlich zum Bleiben in der Kleinstadt beitragen. Es ist daher wichtig, nicht nur die Bedürfnisse einzelner Personen zu fokussieren, sondern das ganze System sozialer Beziehungen in den Blick zu nehmen, wenn es um kleinstädtische Lebensverhältnisse geht.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	6
2	Konzeptuelle Einführung	8
2.1	Das Bleiben	8
2.2	Soziale Netzwerke in Kleinstädten.....	9
3	Datenerhebung und- auswertung	11
3.1	Das problemzentrierte Interview.....	11
3.2	Soziale Netzwerkanalyse.....	13
4	Empirische Analyse	16
4.1	Fallportrait 1: Claudia Himstedt	17
4.2	Fallportrait 2: Angela Neumann	30
4.3	Fallportrait 3: Wiebke Ganzow.....	42
4.4	Fallportrait 4: Anja Voss	56
5	Ergebnisse	69
6	Fazit	76
7	Literaturverzeichnis.....	78

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Lebenslauf Claudia Himstedt (eigene Darstellung)	28
Abbildung 2: Netzwerkkarte Claudia Himstedt (eigene Darstellung)	29
Abbildung 3: Lebenslauf Angela Neumann (eigene Darstellung).....	39
Abbildung4: Netzwerkkarte Angela Neumann (eigene Darstellung)	40
Abbildung 5: Lebenslauf Wiebke Ganzow (eigene Darstellung)	50
Abbildung 6: Netzwerkkarte Wiebke Ganzow (eigene Darstellung).....	51
Abbildung 7: Lebenslauf Anja Voss (eigene Darstellung).....	61
Abbildung 8: Netzwerkkarte Anja Voss (eigene Darstellung)	62

1 Einleitung

Das Bleiben als Phänomen wird bisher stets als Teil einer bipolaren Deutung verhandelt – es besteht scheinbar nur die Möglichkeit, entweder zu gehen oder zu bleiben. Dabei rückt das Gehen, resp. die Wanderung aus Kleinstädten, in den Mittelpunkt. Insbesondere dann, wenn durch eine „großstädtische Brille“ (Schenkel/Großmann 2021: 235) auf kleinstädtische Räume geblickt wird. Zur Sprache kommen dann demografische Aspekte, besonders Abwanderung und Überalterung, aber auch vermeintlich defizitäre soziale und kulturelle Funktionsausstattungen sowie Einrichtungen der Daseinsvorsorge. Personen, die geblieben sind, gelten als „Modernisierungsverlierer“, denen mangelnde Handlungskompetenz zugeschrieben wird“ (Speck/Schubarth/Pilarczyk 2009: 154, Herv. i. O.). Ausdruck findet dies in geläufigen Narrativen, beispielsweise in einer medialen Aufmachung über junge Erwachsene aus der Kleinstadt Gadebusch in Mecklenburg-Vorpommern (MV): „Nischt zu tun und leicht einen sitzen“ (Laffert 2018: 49), aber auch innerhalb der ~~en~~ selbst.

Mittlerweile ist allerdings bekannt, dass das Bleiben weniger ein starres Konstrukt ist, das einmal passiert und einer Passivität unterworfen ist. Vielmehr ist es ein laufender Prozess, etwas, das geschieht, das sich ereignet und in einem unablässigen Fluss stets wandelt (Gabler/Kollmorgen 2016; Rühmling 2022; Steinführer/Lengerer 2020). Wird das Bleiben aus dieser prozessualen Perspektive betrachtet, fällt auf, dass sich ein lebendiges Bild des Sozialen aus Handeln und Integrieren zeichnet. Das Bleiben ist demnach auch auf andere Personen ausgerichtet, ist teilweise sogar von ihnen abhängig und fordert einen ständigen Aushandlungsprozess.

Der Prozesscharakter des Bleibens beinhaltet drei Dimensionen: lebensgeschichtliche, situativ-kontextabhängige sowie interaktionsgebundene Muster. Darin spiegeln sich unterschiedliche Bleibenslebensweisen wider, die sich auf einem Kontinuum zwischen einem Bleiben als außerordentliche Selbstverständlichkeit und einem kritisch-reflektierten Bleiben anordnen. Was alle Facetten des hier bisher nur angedeuteten Bleibeverständnisses berührt, sind die sozialen Beziehungen von Gebliebenen. Insbesondere in Bleibemustern, -motiven und -praktiken wird deutlich, dass weniger ökonomische Gründe für die Dynamik des Entscheidungsprozesses des Bleibens vor Ort verantwortlich sind als vielmehr das Eingebundensein in soziale Netzwerke. Familiäre und freundschaftliche Beziehungen wiederum bauen auf gemachte Erfahrungen und Erinnerungen im Kontext bisheriger Lebensführung auf. So stellt sich bspw. konkret heraus, dass eine hohe intergenerationale Solidarität bei jenen Gebliebenen besteht, für die sich das Bleiben als eine unausgesprochene Selbstverständlichkeit darstellt. Das Bleiben in der Kleinstadt ist daher per se keine Einzelentscheidung, sondern eine Frage der sozialen Bindungen und des Beziehungsgefüges.

Die Komplexität des Bleibens in der Kleinstadt, insbesondere mit Blick auf den konkreten Entscheidungsprozess sowie die Bedeutung lokaler Akteur:innen, ist bisher wissenschaftlich unterbeleuchtet. Stigmatisierungen und Marginalisierungen der (vermeintlich) Immobilien finden hier weiterhin einen Nährboden aufgrund bisher fehlender empirisch fundierter Analysen zu Bleibenslebensweisen in Kleinstädten und der

Bedeutung von sozialen Beziehungen. An dieser Stelle setzt das Forschungsprojekt „BiK – Bleibenslebensweisen in Kleinstädten“ an.

Es fehlen bisher Untersuchungen, die soziale Dynamiken in Form von sozialen Netzwerken und Aushandlungsprozessen direkt in den Blick nehmen. Von Interesse ist daher eine eingehende Betrachtung der Netzwerkgröße, der Netzwerkzusammensetzung, der Netzwerkqualität sowie der Netzwerkressourcen. Konkret: Wer ist wie beteiligt am Entscheidungsprozess des Bleibens? Es ist davon auszugehen, dass nicht nur familiäre und freundschaftliche Bindungen hier eine Rolle spielen, sondern auch formelle und informelle Beziehungen, bspw. Vereine oder die Erwerbsarbeit.

Eine Systematisierung der sozialen Netzwerke von Gebliebenen in Kleinstädten ist auch insofern interessant, als sich Bleibenslebensweisen nicht kongruent zu Raumkonstitutionen und -konstruktionen verhalten. Das heißt, Gebliebene leben nicht zwischen dem Ortsein- und dem Ortsausgangsschild. Vielmehr gibt es vielschichtige Verflechtungen zu (groß-)städtischen und ländlichen Räumen aufgrund unterschiedlicher Mobilitätsbewegungen, etwa das Pendeln zur Arbeit, aber auch familiäre und freundschaftliche Beziehungspflege. Eine zeitweise Abwesenheit und gleichzeitige Ortsverbundenheit schließen sich daher nicht per se aus. Die Komplexität des Bleibens in Kleinstädten zeugt von einer Fluidität zwischen Mobilität und Immobilität.

So leistet das vorliegende Working Paper nicht nur einen Beitrag dazu, dem Phänomen des Bleibens in Kleinstädten auf die Spur zu kommen, sondern liefert darüber hinaus vertiefte Erkenntnisse über lokale Formen der Vergesellschaftung in Kleinstädten und legt einen Fokus auf die Rolle von sozialen Netzwerken. Letztlich bieten die Ergebnisse eine mögliche Antwort auf die Forderung, Kleinstädte und ihre Bewohner:innen in ihrer Heterogenität und Diversität darzustellen und zudem Anhaltspunkte für konkrete Handlungsstrategien, um kommunalen Entscheidungsträger:innen Bleibefaktoren und -strategien zu offerieren.

Das vorliegende Working Paper fasst die Ergebnisse der zugrunde liegenden Untersuchung zusammen. In Kapitel 2 werden das Phänomen des Bleibens sowie die sozialen Netzwerke in Kleinstädten eingehender betrachtet, um nachvollziehbar zu machen, welche theoretischen Konzepte der Analyse zugrunde gelegt werden. In Kapitel 3 wird das methodische Vorgehen dieser Forschungsarbeit eher praxis- als theorieorientiert erläutert. Kapitel 4 beinhaltet die empirische Analyse – das Herzstück dieses Berichts. Es enthält fallspezifische Analysen, Lebenslaufdarstellungen sowie Netzwerkkarten und bietet einen Einblick in die Rolle sozialer Beziehungen von Gebliebenen in Kleinstädten. Anschließend werden die Ergebnisse des Forschungsprojekts in Kapitel 5 fallübergreifend zusammengefasst. Ein Fazit schließt diesen Bericht ab.

2 Konzeptuelle Einführung

Bewohner:innen von Orten werden sowohl im gesellschaftlichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs in der Regel differenziert in Zugezogene, Rückkehrer:innen und Alteingesessene (bspw. in Vogt et al. 2015: 22 f.). Dabei wird – vor allem im gesellschaftlichen Diskurs – das Bild vermittelt, dass es die Zugezogenen seien, die eine „Zukunft erfinden vor Ort“ (Neulandgewinner 2021). Damit einher geht die Vorstellung, dass diese Gruppe über Gestaltungsfähigkeiten vor Ort verfügt – schließlich sind sie es, die „Landlust“ (Beck et al. 2022) verspüren.

Auch den Rückkehrer:innen wird eine solche Handlungsmöglichkeit als auch -fähigkeit zugestanden, ihr „Mut wird also belohnt“ (BLE 2014: 4; vgl. Nadler et al. 2017; Diskurse zu „Raumpionieren“, bspw. in Dehne 2013).

Alteingesessene, sesshafte oder gebliebene Personen in ländlichen Räumen kommen einerseits als Residualbevölkerung vor (Corthier 2020: 393 ff.) – jene Gruppe, deren Merkmale eine hohe Überalterung, ein Defizit an Frauen im Alter von 18 bis 35 Jahren sowie geringe Qualifikationen sind (Weiß/Petrick 2011: 2). Andererseits sind in den letzten Jahren progressive Analysen erschienen, die Gebliebenen nicht den Stempel der „trotzigen Macher“ (Kröhnert/Klingholz 2007: 19 ff.) aufsetzen (bspw. Gabler/Kollmorgen 2016; Rühmling 2022; Steinführer/Lengerer 2020).

Eine differenzierte Darstellung des Phänomens Bleiben ist demnach unabdingbar und längst Forderung der *scientific community*: „Immobilität und *rural staying* sollten stärker in den Fokus der Wanderungsforschung zu Kleinstädten rücken“ (Leibert 2021: 204).

2.1 Das Bleiben

Ein erster Ansatz zu konzeptionellen Aufschlüssen über das Bleiben ist in der Dissertation „Bleiben in ländlichen Räumen – Bleibenslebensweisen und Wohnbiographien am Beispiel von Frauen in ländlichen Räumen in Mecklenburg-Vorpommern“ (Rühmling 2022) zu finden.

Ein wesentliches Ergebnis ist die Typologie gebliebener Frauen in ländlichen Räumen. Diese stellt weniger klar voneinander abgrenzbare Gruppen dar als vielmehr ein Kontinuum. Auf der einen Seite befinden sich die Kritischen Bleiberinnen, die das Bleiben als äußerst (positiv oder negativ) kritisch deuten, und auf der anderen Seite die Selbstverständlichen Bleiberinnen – jene, die sich weniger einem Positiv/Negativ-Schema unterordnen, sondern das Bleiben als eine Unhinterfragbarkeit wahrnehmen.

Diese Typologie ist nicht festgezurr und soll nicht als ein starres Verhalten angenommen werden. Vielmehr ist das Bleiben ein komplexer, sich wandelnder Prozess, der sich im Laufe des Lebens ändern kann. Die unterschiedlichen Bleibenslebensweisen formatieren sich jeweils aus dem Zusammenspiel folgender drei Aspekte:

- lebensgeschichtliche Pfadabhängigkeit;
- interaktionsgebundene Prozesse, d. h. soziale Beziehungen;
- situativer konkreter Kontext, also die aktuellen Lebensumstände und -bedürfnisse.

Hinsichtlich des Bleibens als lebensgeschichtlichem Prozess sind es besonders zwei Aspekte, die diese Dimension beeinflussen: familiär- und herkunftsbedingte Relevanzsetzungen sowie die Einstellungen zum und die Erfahrungen mit dem Gehen.

Zunächst ist also der Einbezug der Familiengeschichte relevant. Dabei geht es insbesondere um die Herkunftsfamilie und das mit ihr einhergehende Milieu, in dem die Bleibenden aufwachsen. Auffällig ist auch die Bedeutung von familiärem Eigentum in Form des Eigenheims, das seit mehreren Generationen in familiärem Besitz ist. Damit einher gehen enge und verbindliche soziale Beziehungen im familialen Kontext.

Darüber hinaus ist die Einstellung zum Phänomen des Gehens von Bedeutung, wenn es um das Bleiben im relevanten Raum geht. Gemeint ist ein tatsächlicher Wohnortwechsel, der sowohl eine Veränderung des sozialen Beziehungsgefüges, eine tatsächliche zeitliche Abwesenheit als auch die Überschreitung einer gewissen räumlichen Distanz beinhaltet. Dies kann sowohl ein Gehen im Nahbereich als auch ein Gehen in die 250 Kilometer entfernte Metropole sein.

Ebenso haben die aktuellen strukturellen Rahmenbedingungen im lokalen Kontext einen Einfluss auf das Bleiben. Dabei geht es weniger darum, ob bspw. eine Erwerbsarbeit vorhanden ist oder ob der Bedarf an Daseinsvorsorge momentan abgedeckt wird. Vielmehr geht es um den situativen Umgang mit den strukturellen Rahmenbedingungen vor Ort vor dem Hintergrund eigener sozioökonomischer Verhältnisse.

Schließlich ist das Bleiben ein Phänomen, das nicht nur auf individueller Ebene stattfindet, sondern interaktionsgebunden ist. Es wird in der Regel nicht allein entschieden, sondern vielmehr im Rahmen von Austauschprozessen gemeinsam verhandelt, geplant und umgesetzt. Dies betrifft nicht nur den eigenen familiären Kontext, sondern auch Beziehungen außerhalb des Haushalts – etwa im erweiterten Familienkreis, im Freundeskreis oder zu Personen des Freizeitvereins. Dieser Teildimension möchte die vorliegende Forschungsarbeit näher auf die Spur kommen.

2.2 Soziale Netzwerke in Kleinstädten

Soziale Netzwerke sind fester Bestandteil einer langen soziologischen Forscher:innentradition (für einen Überblick vgl. Fuhse 2018; Jansen 2006). Dabei geht es in der Regel um die Effekte sozialer Netzwerke, bspw. im Rahmen von Arbeitsstellen (Granovetter 1973) oder hinsichtlich der Gesundheitsforschung (vgl. das Wissenschaftliche Netzwerk der DFG „Soziale Netzwerke und gesundheitliche Ungleichheiten“ (SoNegU); bspw. Klärner et al. 2020). In der vorliegenden Forschungsarbeit meinen soziale Netzwerke „zunächst einmal nichts weiter als eine Ansammlung *sozialer Beziehungen*“ (Knabe 2022: 38, Herv. i. O.); soziale Beziehungen im Weiteren ein „aufeinander gegenseitig *eingestelltes* und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer“ (Weber 2002: 34; Herv. i. O.) (bzgl. Begriffsbestimmungen vgl. auch Vonneilich 2020: 41 ff.; Schieman/Steinführer 2021: 219 ff.).

Dass an dieser Stelle Kleinstädte interessant sind, liegt nicht nur daran, dass hier (bisher) ein Desiderat an sozialwissenschaftlicher Raumforschung vorliegt. Vielmehr spielt eine Rolle, dass mecklenburgische Kleinstädte tatsächlich diesen „Interessantheits-Status“ (Breuer/Muckel/Dieris 2019: 156) aus ganz unterschiedlichen Perspektiven aufweisen. Auf der einen Seite ergibt sich hier eine „duale Logik einer ‚Urbanisierung des Landlebens‘ gegenüber einer ‚Verdörflichung der Stadt‘ (Eckardt 2019: 198). Auf der anderen Seite fungieren gerade in Mecklenburg-Vorpommern – vor dem Hintergrund der letzten Kreisgebietsreform – Kleinstädte als Ankerstädte, die dennoch von demografischen „Krisenszenarien“ geprägt sind. So werden die 42 Kleinstädte in MV folgendermaßen charakterisiert (Leibert 2021: 195):

- Bevölkerungswachstum durch Geburtenüberschüsse und Wanderungsgewinne (2 von 42 Kleinstädten)
- Bevölkerungswachstum und Wanderungsgewinne gleichen Sterbeüberschüsse aus (12 von 42 Kleinstädten)
- Schrumpfung und Sterbeüberschüsse zehren Wanderungsgewinne auf (17 von 42 Kleinstädten)
- Schrumpfung durch Wanderungsverluste und Sterbeüberschüsse (11 von 42 Kleinstädten)

Die Grundlage für die hiesige Entscheidung zu ausgewählten Kleinstädten bildet die Einwohner:innenzahl gemäß der Definition des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR): „Kleinstadt: Eine Gemeinde eines Gemeindeverbands oder die Gemeinde hat 5.000 bis unter 20.000 Einwohner oder mindestens grundzentrale Funktion mit mittelzentraler Teilfunktion.“ (Milbert/Porsche 2021: 14) Um die jeweilige Kleinstadt genauer zu charakterisieren, wird die Abgrenzung und Typisierung ländlicher Räume sowie deren sozioökonomische Lage laut Thünen-Institut für Ländliche Räume (Küpfer 2016) hinzugezogen:

„Die Ländlichkeit ist tendenziell umso ausgeprägter, je geringer die Siedlungsdichte, je höher der Anteil land- und forstwirtschaftlicher Fläche, je höher der Anteil der Ein- und Zweifamilienhäuser, je geringer das Bevölkerungspotenzial und je schlechter die Erreichbarkeit großer Zentren ist.“ (ebd.: i, vgl. auch: 5).

Indikatoren der sozioökonomischen Lage: Arbeitslosenquote, Bruttolöhne und -gehälter, Medianeinkommen, kommunale Steuerkraft, Wanderungssaldo, Wohnungsleerstand, Lebenserwartung, Schulabbrecher:innenquote (vgl. ebd.: 13 ff.)

Einen differenzierten Überblick über Kleinstadtstudien, die persönliche soziale Netzwerkbeziehungen weitestgehend im Blick haben, bietet der Artikel von Schiemann und Steinführer (2021). Festzuhalten ist, dass soziale Beziehungsgefüge in der Kleinstadt vielgestaltiger sind, als es obige Klassifizierungen sowie statistische Maßzahlen suggerieren. Schließlich haben räumliche Konstitutionen von Bewohner:innen der Kleinstadt nur wenig mit einem territorial absteckbaren Gebiet zu tun. Darin enthalten sind soziale Beziehungen und Beziehungsgefüge, die nicht per se nur in der Kleinstadt zu verorten sind. Dennoch wird sich in der vorliegenden Arbeit der Einwohner:innenzahl bedient, um eine Vergleichbarkeit der Fälle zumindest auf dieser Ebene zuzulassen.

3 Datenerhebung und -auswertung

Im folgenden Kapitel werden die Methoden der Datenerhebung und -auswertung praxisnah vorgestellt. Das Forschungsvorhaben ist im Rahmen der qualitativen empirischen Sozialforschung zu verorten. Ein wesentliches Merkmal ist, dass es in diesem Forschungsparadigma weniger um Häufigkeiten des Auftretens bestimmter Phänomene und damit numerische Verallgemeinerungen, sondern vielmehr um eine dezidierte Beschreibung und Erklärung eines sozialen Phänomens geht. Daher folgt der Analyseprozess eher einer „Logik des Entdeckens“ (Rosenthal 2011: 13) und der Untersuchung bestimmter Wirkungszusammenhänge, hier anhand von vier Fallanalysen. Die Behandlung der Forschungsfrage erfordert einen methodischen Zugriff innerhalb des großen Sets an Datenerhebungs- sowie -auswertungsmethoden, der eine inhaltliche Offenheit bei gleichzeitiger Fokussierung auf das spezifische Forschungsinteresse abbildet.

3.1 Das problemzentrierte Interview

Grundlage der Datenerhebung ist ein qualitatives, leitfadengestütztes Interview, das in Anlehnung an das problemzentrierte Interview (Witzel 2000; Witzel/Reiter 2012) geführt wird. Diese Interviewform zielt darauf ab, möglichst unvoreingenommen individuelle Handlungen zu erfassen, aber dennoch theoretisches Vorwissen nicht auszuklammern. Dieses dient als heuristisch-analytischer Rahmen für den konstruierten Leitfaden und ergibt sich aus der Dissertation der Autorin (Rühmling 2022). Der Leitfaden enthält bewusst nur Schlagworte, um möglichst solche Narrationen zu generieren, die eine Relevanzsetzung der Interviewperson in den Mittelpunkt rückt. Mittels dieser „elastischen Vorgehensweise“ (Witzel 2000: Abs. 3) wird sichergestellt, dass eine größtmögliche Offenheit bei gleichzeitiger Überprüfbarkeit empirisch begründeter Hypothesen besteht.

Der Leitfaden bietet einen Orientierungsrahmen mit bestimmten Themenschwerpunkten, die die Gespräche miteinander vergleichbar machen. Letztlich wird die Reihenfolge nicht vorgegeben – vielmehr bestimmen die Themen den Kommunikationsprozess und die Interviewerin behält im Blick, ob sie im Laufe des Gesprächs thematisiert werden.

Folgende Aspekte sind in der Datenerhebung per Leitfadeninterview zentral (Auszug aus dem Leitfaden):

- Aufwachsen
- beruflicher Werdegang
- besonders der Übergang Schule/Ausbildung
 - Entscheidung der Freund:innen/Mitschüler:innen
 - Was sagen die Eltern?
- typischer aktueller Alltag/Mobilität/Führerschein
- sozialer Wandel/Wende/Ost-West
- Freizeit/Urlaub

- Partnerschaft
 - allgemein
 - Wie bisher? Wo kennengelernt? Wie weiter?
 - Konzept von Partnerschaft
 - aktuell
 - Kennenlernen bis Zukunftsvorstellungen
- Eltern
 - Lebenslauf
 - Verbundenheit zum Ort
- Wohnort
 - Beschreibung
 - Welche Rolle spielt „Stadt“?
 - Gab es schon mal die Absicht umzuziehen?
- Zukunftsvorstellungen
- Resümee

Das Gespräch beginnt stets mit derselben offenen, vorformulierten Einstiegsfrage. Sie hat den Zweck, die Interviewperson in einen ersten, noch „ungefärbten“ Moment des Erzählens zu versetzen. Aus diesem heraus werden dann von der Interviewerin thematische Aspekte aufgegriffen und entsprechend dem formulierten Leitfaden angepasst. Dabei ist die erste Einstiegssequenz (Stehgreiferzählung) von besonderer Bedeutung. Hier treten bereits erste Relevanzsetzungen durch die Gesprächspartnerinnen auf. Auch wenn biografische Episoden nur angerissen werden, lohnt es sich, an diesen Stellen nachzufragen. In der Regel entspinnen sich hier detaillierte Narrationen, die eine ganze Dramaturgie (vgl. Schütze 1981) bestimmter interessierender Phänomene verdeutlichen.

Folgender Stimulus wurde genutzt:

„Genau, ich hab ja eben schon 'n bisschen erzählt, also ich interessier' mich so für die Lebensgeschichte von Personen, dieschon immer an einem Ort wohnen, und genau deswegen bin ich auch hier bei dir und deswegen möchte ich dich mal fragen, Wiebke, wie bist du aufgewachsen, wie is' alles so'n bisschen gekommen, wie es gekommen is' bis heute?“ (Auszug aus Interview KF_3 Wiebke Ganzow).

Die geführten Gespräche, die in der Regel zwei bis drei Stunden dauerten, sind neben den standardisierten Netzwerkerhebungen Grundlage der Auswertungsarbeit. Die Gespräche wurden vollständig transkribiert (Dresing/Pehl 2018: 20 ff.).

Diese Transkripte bilden die Basis der umfangreichen Fallanalysen. Es wird versucht, sich der Innenwelt der Gesprächspartnerinnen, ihren Sichtweisen, Weltbildern, lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Deutungen im Kontext der Forschungsfrage zu nähern. Dabei geht es zunächst um die Entwicklung eines Codierasters bzw. Codebaums aus den theoriegeleiteten thematischen Aspekten des Leitfadens, aber auch um die Entdeckung neuer thematischer Aspekte, die ein besonderes Erkenntnisinteresse dieser

Arbeit vermuten lassen (vgl. das offene Codieren nach Strauss/Corbin 1996). Hierzu gehört die Feinanalyse von Textpassagen, die besonders forschungsrelevante Kernstellen enthalten – in der Regel befinden diese sich in der ersten Erzählung nach dem Eingangsstimulus. Angelehnt an das Auswertungsverfahren der Narrationsanalyse (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 223 ff.; Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013: 64 ff.) werden die Sinn- und Bedeutungszuschreibungen der Handlungen, insbesondere der Entscheidungshandlungen, rekonstruktiv verdeutlicht.

Neben der Arbeit an den konkreten Gesprächen entstehen Fallmemos, in denen Fragen festgehalten werden, die sich aus dem Codieren ergeben. Diese beziehen sich sowohl auf eine vertikale Fallebene – Fragen, die sich auf den spezifischen Fall konzentrieren –, aber bereits auch auf eine horizontale, fallvergleichende Ebene – Fragen, die sich über den einzelnen Fall hinweg entwickeln und Teil theoriegenerierender Kernkategorien sein können.

Während die Transkripte codiert und bestimmte Fragen, Anmerkungen und Besonderheiten des jeweiligen Falls festgehalten werden, entstehen grafische Lebenslaufdarstellungen. Hierfür werden Notizen zur Herkunftsfamilie vermerkt, um anschließend entlang einer Zeitreihe, beginnend mit dem Geburtsjahr der Gesprächspartnerin bis zum Zeitpunkt des Gesprächs, besondere Aspekte im Lebenslauf zu dokumentieren. Hierzu zählen die Wohnbiografie, der institutionelle Lebenslauf (Kindergarten, Schule, Ausbildung) und der Erwerbsverlauf. Im Weiteren kommen Personen aus der standardisierten Netzwerkerhebung sowie weitere im Sinne der Forschungsfrage relevante Personen hinzu. Dabei werden optische Querverweise zwischen bestimmten Personen des Netzwerks und Großentscheidungen im Lebenslauf gezogen. In der letzten Zeile komplettiert der Punkt „Sonstiges“ die grafische Lebenslaufdarstellung. Hier können weitere relevante biografische Aspekte der Gesprächspartnerin aufgenommen werden, um so den Lebenslauf auf einen Blick darzustellen.

Erst im Zusammenspiel von Fallanalyse, Memo, grafischer Lebenslaufdarstellung sowie der Analyse der standardisierten Netzwerkerhebung (auf die im Weiteren genauer eingegangen wird) erfolgt eine analytische Abstraktion in Form der Falldarstellung, wie sie auch in diesem Bericht veröffentlicht wird. Hinzugezogen werden darüber hinaus jeweils ein Kurzfragebogen mit soziodemografischen Angaben sowie ein sog. Postscript zur Ergänzung des Gesprächs, in dem nach dem Gespräch ad hoc erste Auffälligkeiten, Interpretationen oder weitere Fragestellungen vermerkt werden.

3.2 Soziale Netzwerkanalyse

Ein weiteres Datenerhebungsverfahren neben dem geführten Gespräch in Form des problemzentrierten Interviews ist die strukturierte und standardisierte egozentrierte Netzwerkerhebung (Hollstein/Pfeffer 2010: 4 ff.). Schließlich besteht die Annahme, dass vor dem Hintergrund der Forschungsfrage das interessierende Phänomen durch die Einbettung in spezifische Beziehungen bzw. durch die Bedeutung spezifischer Beziehungsstrukturen zu erklären ist. Ähnlich wie bei der Datenerhebung per Interview gibt es auch in der egozentrierten Netzwerkerhebung ganz unterschiedliche

Möglichkeiten bzw. Methoden der Datengenerierung und -auswertung (vgl. für einen Überblick Jansen 2006; Hollstein/Straus 2006).

Im vorliegenden Forschungsprozess sind die Beziehungsstrukturen zu „Ego“ sowie zwischen den beteiligten Akteur:innen besonders interessant. Aufgrund dessen wird ein Zugang gewählt, der „Ego“ in den Mittelpunkt stellt, d. h. eine egozentrierte Netzwerkanalyse (Herz/Peters/Truschkat 2015). Grundlage ist die Erhebung mittels einer Netzwerkkarte – ein visuelles Instrument, mithilfe dessen soziale Netzwerke grafisch via „Paper & Pencil“ abgebildet werden. Dies bietet zum einen die Möglichkeit, die Netzwerke der Gesprächspartnerinnen zu vergleichen. Zum anderen lassen sich mittels der nunmehr stattfindenden „Federführung“ der Gesprächspartnerin Anlässe schaffen, weitere Narrationen der Gesprächspartnerin zu generieren. Gleichzeitig werden mögliche Probleme des Verfahrens offengelegt. So ist fraglich, ob bei allen Gesprächspartnerinnen die Frage nach der Wichtigkeit bestimmter Personen mit einem jeweils ähnlichen Verständnis und damit einer vergleichbaren Positionierung der Akteur:innen auf der Netzwerkkarte einhergeht (bzgl. der Diskussion methodologischer und methodischer Fragen der qualitativen Netzwerkforschung wird stellvertretend auf Fuhse 2018: 20 ff. verwiesen).

Im ersten Schritt der Netzwerkerhebung werden mittels standardisierter Generatorfragen Akteur:innen des Netzwerks ermittelt. Diese lauten:

- Mit wem teilen Sie persönliche Gedanken und Gefühle oder sprechen über Dinge, die Sie nicht jedem erzählen würden?
- Mit wem treffen Sie sich, unternehmen Sie öfter etwas gemeinsam – z. B. spazieren gehen, zusammen essen, Kino, Sport?
- Wer unterstützt Sie im Alltag, im gesamten Leben? Und wie sieht diese Hilfe aus?
- Gibt es Personen, denen Sie helfen, die Sie unterstützen? Was sind das für Unterstützungsleistungen?
- Mit wem haben Sie gelegentlich Streit oder Konflikte? Um was geht es da? Wie gehen Sie damit um?

In einem nächsten Schritt werden die genannten Akteur:innen nunmehr auf einer Netzwerkkarte, die sechs konzentrische Kreise enthält, selbstständig nach Wichtigkeit angeordnet. „Ego“ macht die Mitte des Kreises aus; nach außen hin nimmt die Wichtigkeit der jeweiligen Beziehung ab. An dieser Stelle entspringen nochmals relevante Erklärungen zu den Beziehungen. In der Regel wird abgewogen, an welcher Stelle die *Alteri* im Netzwerk positioniert werden. Dies geschieht sowohl hinsichtlich „Ego“, aber schließlich auch im Vergleich zu anderen *Alteri*. Es kann vorkommen, dass auch im Nachhinein noch einmal *Alteri* verschoben werden. Insbesondere an diesen Stellen lohnen sich Nachfragen, die in die Analyse einfließen.

In einem weiteren Schritt werden nunmehr standardisierte Fragen zu soziodemografischen Angaben, aber auch gegenstandsorientierte Fragen zu einzelnen Akteur:innen gestellt. Diese betreffen in der vorliegenden Untersuchung folgende Aspekte:

- Alter
- Tätigkeit
- Partnerschaftsform/Kinder
- Wohnort? Schon einmal umgezogen? (unterschiedliche Räume? Gehen?)
- Rollenbeziehung: Partner:in, Eltern, erw. Familie, enge:r Freund:in, erweiterter Freundeskreis
- Zeit: Seit wann kennt ihr euch?
- Qualität: Wie würden Sie die Beziehung beschreiben?

In einem letzten Schritt werden mittels eines Beziehungsgrids die bestehenden Inter-Netzwerk-Beziehungen abgefragt. Auf diese Weise ist es möglich, die Qualität der Beziehungen, die Nähe untereinander und bestimmte Cluster zu ermitteln. Dazu wird der jeweilige Grad der Beziehung anhand von drei Kategorien abgefragt. Unterschieden werden folgende Dimensionen:

- (0) kennen sich gar nicht
- (1) kennen sich
- (2) kennen sich sehr gut

Der Grad der Beziehung untereinander macht die Unterscheidung aus, ob sich die *Alteri* auch allein, ohne „Ego“, treffen (dann 2) oder nicht (dann 1).

Anschließend folgt ein Resümee zur Netzwerkkarte – dieses Verfahren der Datenerhebung orientiert sich am Vorgehen von Bernardi, Keim und von der Lippe (2006: 359 ff.).

Hinsichtlich der Auswertung der Netzwerkkarte sowie in Bezug auf das geführte Gespräch wurde sich an die qualitative strukturelle Analyse nach Herz, Peters und Truschkat (2015) angelehnt. Dabei geht es zunächst um eine analytische Trennung der visuellen Daten, der konkreten Netzwerkkarte und des geführten Gesprächs: *„Während die Netzwerkkarte eine Art Momentaufnahme in einer zweidimensionalen Darstellung wiedergibt, besteht die besondere Charakteristik der narrativen Interviews in seinem prozessualen Charakter.“* (Ebd.:Abs.32) So entsteht an dieser Stelle folgender Dreiklang der Analyse:

- (1) eine strukturbezogene Beschreibung, die auf die Komplexität des Netzwerks ausgerichtet ist und Dichte sowie strukturelle Positionierung der *Alteri* umfasst;
- (2) eine akteursbezogene Beschreibung, die eine „Einbettung der Akteur/innen in deren soziale Umgebung auch die Beziehungen zwischen den *Alteri* betrachte[t]“ (ebd., Abs. 25, Herv. i. O.);
- (3) eine relationsbezogene Beschreibung, die die Interpretation der einzelnen Beziehungen im Blick hat.

Eine ausführliche Darstellung des Auswertungsverfahrens an einem empirischen Beispiel bietet Töpfer (2022).

4 Empirische Analyse

In diesem Kapitel geht es darum, die befragten Personen aus Kleinstädten näher vorzustellen und eine am Einzelfall orientierte Auswertung vorzunehmen. Im Fokus dieser fallspezifischen Interpretation stehen jeweils das Entscheidendhandeln sowie die relevanten sozialen Beziehungen. Grundlage dieser Analyse sind die im vorangegangenen Kapitel vorgestellten Datenerhebungs- und -auswertungsmethoden. Konkrete Bezeichnungen von Orten und Namen von Personen sind geändert, um die Anonymität zu wahren.

Die Fallportraits beginnen mit einer kurzen soziodemografischen Einordnung der Gesprächspartnerin sowie einer Einordnung der Raumstruktur des Wohnorts (vgl. Küpper 2016; landatlas.de). Es folgt ein Motto, das für den jeweiligen Fall als typisch gilt.

Die Kategorien, anhand derer der Fall skizziert wird, ergeben sich aus der vorherigen Forschungsarbeit der Autorin zum Bleiben in ländlichen Räumen (Rühmling 2022). Es werden zwei Arten von Kategorien unterschieden: jene, die sich auf eine rein deskriptive Ebene beschränken und wichtige Kontextinformationen für den Fall liefern, sowie jene Kategorien, die sich auf Wahrnehmungen, Vorstellungen, Deutungen, aber auch Verhaltensweisen der Gesprächspartnerin beziehen. Zwischen den Kategorien gibt es vielschichtige Verflechtungen und Überschneidungen.

Folgende Aspekte sind für die Einzelfallauswertung relevant:

- Bedeutung sozialer Beziehungen im Allgemeinen und im Besonderen
- Ortsbeschreibungen
- Verorten
- räumliche Mobilität, gemeint ist das Pendeln sowie der Aspekt Umzug bzw. Gehen
- Einstellung gegenüber städtischen Räumen
- Ortsbindung
- Wohnbiografie
- typische Entscheidungskonstellationen (Auslöser, Abwägungsprozess, Planung, Realisation)

4.1 Fallportrait 1: Claudia Himstedt

Allgemeine Angaben	
Alter	39 Jahre
Kinder	1 Kind (17 Jahre)
Familienform	Partnerschaft seit elf Jahren, nicht verheiratet
Jobsituation	Angestellte, medizinischer Bereich, Vollzeit
Bildungsabschluss	Fachhochschulreife/Ausbildung
Führerschein	vorhanden
Einwohner:innenzahl	ca. 5.500 (Stand 2020)
Küpper-Index	Typ 4: eher ländlich/weniger gute sozioökonomische Lage
Interviewort/-datum	zu Hause bei Interviewpartnerin (IP), Februar 2022
Sample	Alleinerziehende, erwachsenes Kind, Plattenbau, Miete, Umzug
Schlagworte	multiplexe Beziehungen, geringe Ortsbindung, irrationale Entscheidungsprozesse

Motto: „Ich hatte das Glück, dass ich denn, das war auch irgendwie 'n dummer Zufall“

Soziale Beziehungen im Allgemeinen	Gute soziale Beziehungen haben für Claudia einen hohen Stellenwert. Deutlich wird dies durch die fürsorgliche Beziehungspflege, die sie bspw. zu Freundinnen aus der Vergangenheit (Ausbildung, Schule) betreibt. Im familiären Netzwerk hingegen basieren die Beziehungen auch auf bestehenden Konflikten. Gerade in Bezug zu ihren Eltern wird die Frage nach einer ausgeglichenen Reziprozität bei gleichzeitigem Verpflichtungsgefühl gestellt. Intergenerationale Solidarität spielt hier eine große Rolle.
Soziale Beziehungen im Besonderen	In Claudias Netzwerkkarte gibt es zwei Cluster: ein freundschaftliches und ein familiäres Netzwerk. Es ist – wie bei Angela Neumann (Fallportrait 2) – auffällig, dass hier multiplexe Beziehungen bestehen, d. h. einige Personen mehrere Rollen erfüllen. Zum familiären Netzwerk: Als wichtigste Person in diesem Netzwerk nennt Claudia ihre 84-jährige Oma, die Mutter ihrer Mutter, die in derselben Kleinstadt aufgewachsen ist. Bereits

früh pflegt sie einen engen Kontakt, geht bspw. nach der Schule gleich zu ihr, da ihre Eltern berufstätig sind. Diese enge Beziehung besteht auch in der Jugendzeit fort, zumal sich zu dieser Zeit das konflikthafte Verhältnis zu ihren Eltern ankündigt. *„Meine Omi ist immer so, ja ich sag mal, die war immer für mich da, [...] wenn ich mal mich mit mein' damaligen Freund getroffen hab, meine Eltern hatten mir's verboten, da hab ich bei meiner Oma geschlafen. Oma sagt, „Na denn geh, aber du bist pünktlich hier.“* Mit ihrer Oma teilt sie persönliche Gedanken und erfährt vor allem die Wertschätzung und (auch körperliche) Nähe, die sie von ihren Eltern nicht erhält. Als Claudia für kurze Zeit in einem 7 km entfernten Ort wohnt, gibt sie die fehlende Nähe zur Oma als Grund dafür an, in den Ort des Aufwachsens zurückzukehren: *„[...] weil ich mich da einfach alleingefühlt hab, [...] ist zwar nur sieben Kilometer entfernt, aber trotzdem [...] ist es so, ich geh über die Straße, ich bin bei meiner Oma“*. Mittlerweile pflegt sie zusammen mit weiteren Familienangehörigen ihre Oma. Sie sehen sich täglich. Im gezeichneten Netzwerk nimmt die Oma die Position hinter ihrem Partner ein.

Insgesamt nehmen die Großeltern einen hohen Stellenwert im Netzwerk Claudias ein, auch wenn sowohl die Großeltern väterlicherseits als auch der Vater mütterlicherseits bereits zu ihrer Grundschulzeit gestorben sind. An dieser Stelle sind auch die Eltern ihres Expartners zu erwähnen, die Großeltern ihres Sohnes. Sie sind wichtige Personen, wenn es um die Unterstützung bei der Kinderbetreuung geht. Darüber hinaus gilt der Opa als Vorbild für die Berufswahl ihres Sohnes: Er war Landwirt und auch ihr Sohn macht mittlerweile eine landwirtschaftliche Ausbildung.

Zur 35-jährigen Schwester hat Claudia erst in den vergangenen Jahren eine intensive Beziehung aufgebaut. *„[...] meine Schwester ist ja weggegangen, ich bin ja hiergeblieben“*. Gemeint ist, dass ihre Schwester Ausbildungswanderin ist, d. h. sie hat in einer Großstadt gelebt, studiert und ist als Familienwanderin wieder zurückgekommen. Mittlerweile lebt sie mit ihren zwei Kleinkindern und ihrem Ehemann in einem Nachbarort. Beide unterstützen sich gegenseitig, was die Kinderbetreuung angeht. Durch die zunehmend belastenden Krankheiten ihrer Eltern intensiviert sich die Beziehung: *„[...] also womeinemeine Mutter jetzt den Schlaganfall hatte, meine Schwester und ich, wir haben uns, hatten vorher auch schon ein gutes Verhältnis gehabt, obwohl wir c harakterlich total unterschiedlich sind, aber jetzt ist es noch enger“*. Mittlerweile hat ihre Schwester den Kontakt zu den Eltern abgebrochen. Mit Claudia spricht sie sich dennoch ab, sie beraten den weiteren Umgang und bewerten die Beziehungspflege seitens der Eltern.

Zu ihren Eltern hat Claudia ein sehr ambivalentes Verhältnis, sie verrückt bspw. auf der Netzwerkkarte im Nachhinein noch einmal ihre Position, sodass sie letztlich am weitesten von „Ego“ entfernt stehen und damit die unwichtigste Stellung einnehmen. Ihre Eltern sind beide Anfang 60 und ebenfalls in der Kleinstadt aufgewachsen. Bevor sie krankheitsbedingt nicht mehr arbeiten konnten, war ihre Mutter in der Verwaltung tätig und ihr Vater Handwerker.

Auf der einen Seite beschreibt Claudia das Aufwachsen als „*sehr behutsam, sehr liebevoll*“, auf der anderen Seite nimmt sie es als sehr reglementiert wahr: „*meine Eltern haben mir viel verboten*“. Dies äußert sich durch Strenge, Kontrolle und „*Unter-Druck-Setzen*“. Deutlich wird dies an ganz unterschiedlichen Stellen ihrer Biografie, wenn Claudia Entscheidungen trifft. Bspw. findet die Ablösung vom Elternhaus, der erste Umzug vor allem deswegen statt, „*[...] weil meine Eltern auch mein' Freund akzeptiert hatten und die hatten dann bei ihm ein gutes Gefühl, wenn ich jetzt bei ihm bin*“ . Interessant ist, dass weniger die Beziehung zum Partner im Vordergrund steht als vielmehr die Erlaubnis der Eltern, zu ihm zu ziehen.

Später sind ihre Eltern eine große Unterstützung bei der Kinderbetreuung. Zusammen mit ihrer Schwester und deren Kindern verbringen sie viel Zeit mit den Eltern: „*[...] das Familienverhältnis war super [...] und dann ist es halt zum Streit gekommen*“. Durch den Konflikt, der zunächst zwischen der Schwester und den Eltern aufbricht, nimmt das bereits latent vorhandene Konfliktpotenzial zu. Von nun an nehmen die Sucht- und damit einhergehenden Folgeerkrankungen der Eltern viel Raum ein. Mittlerweile sind die Eltern nicht mehr arbeitsfähig und pflegebedürftig. Claudia kümmert sich aufgrund einer normativen intergenerationalen Solidarität um sie. Sie empfindet jeden Besuch als Pflicht. Sie sagt, mittlerweile habe ihr Partner „*ein besseres Verhältnis zu meinen Eltern wie ich selbst*“. Perspektivisch möchte Claudia die Beziehung zu ihren Eltern auflösen. Vor dem Hintergrund des zuvor beschriebenen Verpflichtungsgefühls ist dies allerdings fraglich.

Insgesamt spielen ihre Eltern eine wesentliche Rolle, wenn es um das Bleiben bzw. um entsprechende Entscheidungskonstellationen ihrer Lebensführung geht. Es ist deshalb fraglich, inwieweit Claudia hier aktive Entscheidungsführerin ist oder passive Akteurin dieses Prozesses.

Das zweite Cluster der konkreten Netzwerkerhebung besteht aus dem Freundinnenkreis. Dies ist eine feste Gruppenkonstellation von Frauen, die alle in Claudias Wohnort

leben. Diese Freundinnen sind zwischen fünf und 35 Jahre älter als sie. Sie sind Krankenschwester, Pflegerin, Köchin, Einzelhandelskauffrau und Rentnerin. Alle haben (teilweise schon erwachsene) Kinder. Zwei von ihnen leben nicht (mehr) in einer Partnerschaft. Untereinander kennen sich viele der Frauen bereits aus der Schulzeit. Erst ein gemeinsam besuchtes Konzert ist Anlass für die ab dann feste Gruppenkonstellation. Innerhalb dieses Freundschaftsnetzwerks gibt es multiplexe Beziehungen, so zählen zu diesem bspw. auch zwei Tanten – einmal väterlicher-, einmal mütterlicherseits. Hier gibt es unterschiedlich gewichtete Rollen: Ina wird bspw. kontaktiert, wenn Claudia „*Familienratschlag*“ braucht. Mit Anett pflegt sie gemeinsam die Oma. Tina ist ihr von allen am wichtigsten: „*[...] ich sach es sind ja alle Freunde, aber dah ab ich, ja is Tina, das ist meine Beste*“. In diesem Freundeskreis sind auch Sonja und Sabine verortet – die Schwestern ihres Partners.

Insgesamt ist dieser Freundinnenkreis in sich geschlossen. Zeitweise werden auch die Partner der Frauen zugelassen, bspw. bei gemeinsamen Gartenfeiern. Neben der materiellen bzw. instrumentellen Unterstützung etwa durch Umzugshilfen besteht ein hoher Grad an Vertrautheit durch emotionale Unterstützungsleistungen: „*[...] ansonsten haben wir fast jeden Tag Kontakt also über die Gruppe, ne, schreiben wir uns täglich, also es ist auch immer, wir haben auch so gesagt, eigentlich immer in der anfänglichen 'Guten Morgen', dass man weiß, ok, allen geht's gut, das hatten wir immer so, das glaub ich, ist auch so, jetzt auch grad wo ich in Quarantäne war, oh, das hat mich so aufgebaut.*“

Claudias freundschaftliches Netzwerk besteht aus weiteren freundschaftlichen Beziehungen, die im Gespräch genannt werden. Da ist zum einen ein Freundinnenkreis aus Ausbildungszeiten, der sich unregelmäßig trifft, allerdings nicht diesen hohen Grad an Vertrautheit sowie Alltäglichkeit mit Claudia teilt. Es ist eher eine Art regelmäßiges Klassentreffen. Darüber hinaus pflegt Claudia Kontakt zu einer Schulfreundin, die mittlerweile ausgewandert ist.

Mit 16 Jahren lernt Claudia den späteren Vater ihres Sohnes kennen. Bereits kurze Zeit danach zieht sie zu ihm in den Nachbarort und pendelt fortan zwischen seinem und ihrem Elternhaus. Kurz nach der Geburt des Sohnes trennen sie sich. Dennoch gibt es bis heute konfliktbehafteten Kontakt: „*[...] er hat denn ja auch immer, na ich sag mal so, Steine in den Weg geworfen*“. Es geht um das Sorgerecht sowie Unterhaltsansprüche, die Claudia lange Zeit nicht einfordert, „*[...] weil ja Exschwiegereltern sich immer viel um Arthur gekümmert haben*“. Kurze Zeit nach der Trennung lernt Claudia einen neuen

Partner kennen, zu dem sie in einen 7 km entfernten Ort zieht. Diese Partnerschaft dauert zwei Jahre. Nach der Trennung zieht sie zurück in den Ort des Aufwachsens.

Im weitesten Sinne ist der Sohn auch der Auslöser für die aktuell bestehende Partnerschaft. Bereits im Kindergarten trifft er sich regelmäßig nachmittags mit einem Kind aus seiner Gruppe, das im selben Hausaufgang wohnt. Der Vater dieses Kindes ist der Bruder ihres jetzigen Partners (und auch Bruder von Sonja und Sabine aus dem festen Freundinnenkreis). Mittlerweile sind sie elf Jahre zusammen. Er ist Handwerker und kommt nicht aus dieser Kleinstadt, sondern ist 17 km entfernt aufgewachsen. Seit drei Jahren wohnen sie in einer gemeinsamen Wohnung. In dem gezeichneten Netzwerk steht er „Ego“, also Claudia, am nächsten.

Bezüglich des Bleibens und insbesondere der Entscheidungsprozesse ist auffällig, dass Partnerschaft hier nur bedingt eine Rolle spielt. Die Entscheidung, zu bleiben, ist dennoch abhängig von den sozialen Beziehungen. So ist die Entscheidung, zu ihrem ersten Freund in den Nachbarort zu ziehen, eine Entscheidung für das Bleiben, denn es werden keine sozialen Beziehungen abgebrochen und es besteht weiterhin eine Funktions- und Verfügungsoption über den relevanten Raum. Innerhalb dieses Entscheidungsprozesses treten Claudias Eltern als Push-Faktoren auf, und ihr Freund als Pull-Faktor: als sie Claudia eine Art Erlaubnis erteilen, zu ihrem Freund zu ziehen.

Als Besonderheit tritt die Entscheidung, aufgrund der Partnerschaft in den 7 km entfernten Ort zu ziehen, hervor. Soweit dies aus dem Gespräch hervorgeht, gibt es für diesen Umzug keinen weiteren Anlass. Zu dieser Zeit hatte sie „Nebenjobs“ – wo und welcher Art, wird im Gespräch nicht klar. Deutlich wird dieser partnerschaftlich anlassbezogene Umzug allerdings, als vom Rückzug gesprochen wird: Dann werden die vielen sozialen Beziehungen im Ort des Aufwachsens sowie die vertraute Umgebung als Gründe genannt.

Einen besonderen Stellenwert nimmt Claudias Chefin ein: „*[...]ist meine Chefin, aber trotzdem, die ist zwischenmenschlich, ne, das passt wirklich sehr gut*“. Ihre Beziehung fußt zwar auf einem formalen Arbeitsverhältnis; dennoch ergeben sich Situationen, in denen beide sehr persönliche Angelegenheiten teilen. Hier geht es insbesondere um Tipps zur Problemlösung. Diese emotionale Unterstützung mündet allerdings nicht in eine alltägliche Relevanz. Die Chefin ist keine Ansprechpartnerin für materielle Unterstützungsleistungen und sei auch kein Gast auf den Gartenpartys des festen Freundinnenkreises, aber dennoch ist sie eine relevante Person, die Claudia unterstützt. Interessant ist,

	<p>dass das familiäre und das freundschaftliche Netzwerk die Chefin auch über Claudia hinaus kennen. Schließlich übt sie vor Ort einen relevanten Beruf aus, der zur Daseinsvorsorge gehört.</p> <p>Eine ähnliche Position im Netzwerk nimmt ihr Sohn ein. Auch er wird nur im Gespräch erwähnt und nicht auf der konkreten Netzwerkkarte eingezeichnet. Dennoch, alle Netzwerk-Akteur:innen kennen ihn.</p> <p>Auf die Frage, wie zufrieden Claudia mit ihrem Netzwerk ist, antwortet sie: <i>„Doch, im Endeffekt bin ich eigentlich, gut das mit meinen Eltern, das ist im Moment son bisschen, aber so, doch, bin ich glücklich.“</i></p>
<p>Ortsbeschreibungen</p>	<p>Im Gespräch mit Claudia findet der konkrete Ort – wie auch bei Anja Voss (Fallportrait 4) – wenig Platz. Auf die Frage zur Beschreibung des Wohnortes wird zunächst mit Gefühlen geantwortet: <i>„[...] hier fühl' ich mich pudelwohl, es ist einfach so, es ist alles so, ja, ich sach mal, sach mal so, jeder kennt jeden“</i>. Auf funktionalistische Elemente wie Ärzte und Einkaufsmöglichkeiten wird in einem nächsten Schritt rekurriert. Freizeitmöglichkeiten, die sie nennt, werden nicht ihrer Person zugeschrieben, sondern Zielgruppen, zu denen sie nicht gehört. Dazu zählen der <i>„Fußballverein, Bowlingcenter für HSV-Fans“</i>, also männlich dominierte Orte. Gleichwohl nennt sie auch <i>„Mädchentanz“</i> und <i>„was für Straßenkids“</i> – Angebote für Kinder und Jugendliche. Dennoch beschreibt sie den Ort des Aufwachsens als ihre <i>„Heimatstadt“</i>.</p> <p>Schließlich spielt die Kleinstadt natürlich im Laufe der Biografie eine Rolle: einerseits auf einer manifesten Ebene – wenn Claudia davon erzählt, dass sie mit 14 Jahren ein Praktikum in der örtlichen Drogerie gemacht habe, weil man sie dort schon kannte; auch wenn sie davon erzählt, dass sie in diesem Ort zur Schule gegangen sei, ihre Ausbildung gemacht habe oder ihr Kind dort in die Kita und Schule gegangen sei. Auf einer latenten Ebene spielt die Kleinstadt ebenfalls eine Rolle: wenn die Wahrnehmung und das (Er-)Leben des relevanten Raums die gemachten Erfahrungen prägen: Bereits ihre Großeltern und auch ihre Eltern haben sich <i>„hier ihr Leben in [Kleinstadt] aufgebaut“</i>. Alle genannten Akteur:innen des Netzwerks wohnen im Ort.</p>

<p>Verorten</p>	<p>Ein konkretes Interesse, ihren Wohnort zu gestalten oder auch zu erleben, wird im Gespräch nicht deutlich, bspw. ist nicht klar, ob sie auf Stadtfeste geht oder sich ehrenamtlich engagiert. Insgesamt entsteht der Eindruck, der Wohnort sei nur eine Kulisse und gleichfalls austauschbar, wenn die gleichen raumkonstruierenden Elemente auch an einem anderen Ort stattfinden können bzw. vorhanden sind. Es zeigt sich, dass nicht notwendigerweise der konkrete physische Ort bedeutsam ist. Dieses Unkonkrete, nicht territorial Absteckbare kommt auch durch ihre Bleibeintention zum Ausdruck: <i>„[...] weil, für mich stand auch irgendwo immer fest, eigentlich wollt ich ja auch nicht weg. Ich wollte eigentlich immer hier so bleiben in der Nähe“</i>. Konkrete ausschlaggebende Gründe dafür erläutert sie nicht, ihre Motive basieren also – und das ist typisch für diese Bleibenslebensweise – nicht auf funktionalistischen, rationalen Gründen, sondern auf einem unbestimmten Gefühl.</p> <p>Die Frage „Gehen oder Bleiben?“ spielt für Claudia eine untergeordnete Rolle. Für sie ist jederzeit klar, dass sie ihren relevanten Raum nicht verlassen möchte. Damit einher geht ein gefühltes Eingebundensein vor Ort, schließlich betont sie als Vorzug ihrer „Heimatstadt“: <i>„Jeder kennt jeden.“</i> Dass sie einen gewissen Bekanntheitsgrad vor Ort hat, hat sicherlich auch mit ihrem Beruf zu tun. Sie ist in der medizinischen Daseinsvorsorge beschäftigt, bei einer der wenigen Fachärzt:innen vor Ort.</p> <p>Konkrete Strategien des Bleibens werden nicht benannt, vielmehr ist das Bleiben eine Selbstverständlichkeit, die weniger eine aktive Intention ist als vielmehr eine unausgesprochene Unhinterfragbarkeit. Damit einher geht allerdings auch, dass nur marginal Bemühungen unternommen werden bzw. nur wenig Interesse besteht, den eigenen Raum zu gestalten, bspw. sich vor Ort zu engagieren. Und dennoch: Es ist – wie bei Angela Neumann (Fallportrait 2) – auffällig, dass die Beschreibung des Ortes sich negativen Narrativen bedient, aber dennoch sein Potenzial bzw. eine Hoffnung hervorgehoben wird: <i>„[...] aber es ist halt auch so ja, ich denk auch, viele Häuser stehen leer, find ich, mittlerweile, wenn man mal so durch die Stadt geht, vieles ist leer, ne. Ja und auch so, man, ich denk auch, dass man hier bisschen, bisschen was rausholen könnte, noch 'n bisschen find ich so, ne.“</i> Die Identifizierung mit dem Wohnort ist also hoch und der Wunsch, auch zukünftig hierzubleiben, vorhanden.</p>
<p>Räumliche Mobilität</p>	<p>Dass die Frage „Gehen oder Bleiben?“ für Claudia eine untergeordnete Rolle spielt, kommt u. a. dadurch zum Ausdruck, dass sie kaum Erklärungsansätze findet, wenn Personen aus diesem Ort wegziehen wollen. So beschreibt sie die Situation der Freunde ihres Sohnes: <i>„[...] die machen hier in der Nähe überall die Ausbildung, aber für die ist das nachher, wenn die nachher so das alles geschafft haben, ist für die auch das Ziel, nicht hierzubleiben, also das hört man viel, ich weiß auch nicht, warum, ne. Vielleicht haben, die denken auch ganz anders, denk‘</i></p>

	<p><i>ich mir, wir waren ja früher immer so, das ist ja auch alles lockerer geworden, also wenn ich das mal so vergleich' mit meiner Erziehung.</i>“ An dieser Stelle führt sie zum einen unterschiedliche soziokulturelle Verständnisse auf, die Ausdruck in unterschiedlichen Generationen fänden, zum anderen Prägungen durch unterschiedliche Erziehungsstile, für die auch ein zeitlicher Wandel verantwortlich sei.</p> <p>Das Thema Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsort ist für Claudia nicht relevant. Es kommt nur einmal – sehr pragmatisch – zur Sprache, als tatsächlich über den Arbeitsweg gesprochen wird. Damit einher gehen allerdings keine Interpretationen bzw. Wertungen seitens der Gesprächspartnerin, was darauf hinweist, dass das Pendeln zur Alltäglichkeit der Lebensverhältnisse in der Kleinstadt gehört.</p>
<p>Städtische Räume</p>	<p>Städtische Räume kommen in der Erzählung nur als Standorte der Ausbildung und zeitweisen Erwerbsarbeit vor. Darüber hinaus stammen Freundinnen, mit denen sie sich alle vier Monate trifft, aus Rostock.</p> <p>Im Alltag hat Claudia kein Bedürfnis, städtische Räume zu nutzen, sie sind nicht Teil ihres relevanten Raums.</p>
<p>Ortsbindung</p>	<p>Claudia hat im Vergleich zu Angela Neumann (Fallportrait 2) eine weniger ausgeprägte Ortsbindung. Tatsächlich ist fraglich, ob nicht auch ein anderer Ort als „<i>Heimatstadt</i>“ bezeichnet werden würde, wenn sie dort auch die Atmosphäre erlebte, wie sie sie in ihrem Wohnort wahrnimmt. Was tatsächlich zur atmosphärischen Bedeutung beiträgt, sind in erster Linie die Ergebnisse ihrer eigenen Handlungen. Konkret heißt das bezüglich des stadtdesellschaftlichen Kleinstadtgefüges: Erst durch das Grüßen, d. h. Sehen, Wahrnehmen, (Re-)Agieren entsteht eine Atmosphäre des Wohlfühlens und damit die Konstitution des relevanten Raums.</p> <p>Eine Grenzziehung zwischen einem Innen und einem Außen, bspw. hier dieser Raum, dort ein anderer Raum, findet nicht statt. Vielmehr ist auffällig, dass von anderen Räumen, bspw. städtischen oder dörflichen, kaum die Rede ist. Konkrete Orte rings um den Wohnort sind nicht durch die Grenze der Kleinstadt abgetrennt. Allerdings beschreibt Claudia auch, dass sie zwei Jahre lang in einem 7 km entfernten Ort gewohnt und sich dort „<i>allein gefühlt</i>“ habe. Auch an dieser Stelle tritt die Relevanz der sozialen Beziehungen hervor: Sie konnte nicht spontan die Oma oder die Eltern besuchen. Das lässt darauf schließen, dass ihr jetziger Wohnort eine Art Ausgangspunkt oder Kern des relevanten Raums ist.</p> <p>Einen wesentlichen Beitrag zur Ortsbindung leisten die vorhandenen Funktions- und Verfügungsoptionen in ihrem</p>

	Wohnort. Hier kennt sie sich aus, sie lobt die vorhandene Daseinsvorsorge und sieht alltägliche Bedürfnisse gestillt.
Wohnen	<p>Claudia ist formal drei Mal umgezogen. Sie wächst zusammen mit ihren Eltern und ihrer sechs Jahre jüngeren Schwester in einem Haus auf. Hier haben sie zunächst nur eine Wohnung gemietet, übernehmen aber Stück für Stück das gesamte Haus als Eigentum. Zum Ende der Schulzeit führt Claudia ihre erste ernsthafte partnerschaftliche Beziehung. Fortan lebt sie in der Regel bei dem Freund, der noch bei seinen Eltern wohnt. Dafür gibt Claudia – wie so oft im Gespräch – zunächst keinen rationalen Grund an, sondern äußert Unbestimmtheit, etwas, das scheinbar vom Schicksal abhängig ist: „[...] <i>es hat sich so ergeben</i>“. Erst in einem zweiten Schritt begründet sie: „[...] <i>weil meine Eltern auch mein' Freund akzeptiert hatten, und die hatten dabei ein gutes Gefühl, wenn ich jetzt t bei ihm bin</i>“.</p> <p>Interessant ist hier, dass die Eltern als Push-Faktoren beschrieben werden, die tatsächliche Partnerschaft bzw. der Freund jedoch eine untergeordnete Rolle im Prozess der Entscheidung einnimmt.</p> <p>Dieser Ort ist drei Kilometer von ihrem Elternhaus entfernt. Während der Ausbildungszeit pendelt Claudia zwischen dem elterlichen und dem Haus des Partners zur Ausbildung. Nach der Ausbildung erhält Claudia sofort eine Anstellung. Kurz darauf wird sie schwanger und erhält sofort Beschäftigungsverbot. Dies ist auch der Zeitpunkt, an dem die Partnerschaft auseinandergeht und sie sich eine eigene Wohnung im Ort des Aufwachsens nimmt. Bereits nach kurzer Zeit, im Zusammenhang mit einer neuen Partnerschaft, zieht sie in einen 7 km entfernten Ort mit ca. 3.000 Einwohner:innen. Sie „<i>hatte wirklich Heimweg gehabt</i>“ und „<i>dann hat sich das ergeben</i>“ – dass sie zurück in ihren jetzigen Wohnort ziehen kann – in das Haus, in dem sie nunmehr seit 15 Jahren wohnt. Vor drei Jahren ist sie innerhalb des Hauses mit ihrem aktuellen Partner zusammengezogen, in eine größere, modernisierte Wohnung, bisher immer zur Miete. Eigentum und Eigenheim spielen momentan keine Rolle.</p>
Entscheidungskonstellation	Soziale Beziehungen haben für Claudia einen hohen Stellenwert, seien es die gut geführten im Rahmen des Freundeskreises oder die konfliktbehafteten im familiären Kreis. Auch wenn es um biografische Entscheidungen geht, spielen soziale Beziehungen eine große Rolle. Bspw. wenn davon berichtet wird, dass sie umgezogen ist, „ <i>weil ich mich da einfach alleingefühlthab</i> “ – gemeint ist der fehlende Kontakt zur Oma und zu ihren Eltern, die spontan nicht zu erreichen waren.

Die Auslöser für bestimmte Entscheidungen betreffen zunächst die üblichen Wege eines institutionellen Lebenslaufs, bspw. die Entscheidung, nach der Schule eine Ausbildung anzufangen oder nach der Ausbildung ins Erwerbsleben zu starten. Auslöser sind darüber hinaus auch partnerschaftliche Beziehungen, etwa ein Zusammenzug oder eine Trennung vom Partner und der damit einhergehende Wohnortwechsel.

Interessant für die vorliegende Arbeit ist der Abwägungsprozess in bestimmten Entscheidungskonstellationen. Dieser gestaltet sich nicht immer gleich und ist abhängig von der Lebenssituation und den damit einhergehenden Bedürfnissen. Auffällig ist, dass in früheren Jahren häufig die Eltern als relevante Instanz wahrgenommen werden, wenn es darum geht, die Ernsthaftigkeit einer bestimmten Entscheidung zu überprüfen, bspw. die Entscheidung, aufgrund der Partnerschaft ins Elternhaus des Partners zu ziehen. Hier wird den Eltern viel eher eine Rolle als Push-Faktoren zugewiesen als der eigentlichen Partnerschaft als Pull-Faktor. Im Rahmen des Abwägungsprozesses ist davon die Rede, dass *„meine Eltern auch mein' Freund akzeptiert hatten“*, und: *„[...] die hatten dann bei ihm ein gutes Gefühl“*. Es ist fraglich, inwieweit Claudia tatsächlich aktiv am Entscheidungsprozess beteiligt war oder aber eher passive Entscheidungsträgerin. Was wäre passiert, wenn die Eltern den Freund nicht akzeptiert hätten?

An anderer Stelle – bspw. hinsichtlich der Ausbildung oder eines Berufswechsels – spielen dann „viele“ eine Rolle: *„[...]vieleham dann gesagt, ok, trotzdem, wenn du Mutter bist, hast du ne, es ist halt so, musst du auch manchmal Nachmittagsdienst machen“*. Schließlich entscheidet sich Claudia gegen einen medizinischen Beruf, der Nachmittagsdienste erforderlich gemacht hätte. Oder: *„[...]vielehabenauchgesagt, Nee, mach'es nicht, du brauchst nur noch ein Jahr, dann hast' dein Abi“*.

Schließlich entscheidet sich Claudia doch dafür, die Schule nach der zwölften statt der dreizehnten Klasse zu beenden, ohne Abitur. Tatsächlich tragen „die Vielen“ nicht wesentlich zur Entscheidungsfindung bei, vielmehr stehen individuelle Vorlieben, aber auch pragmatische Gründe in Teilentscheidungen im Vordergrund. Dennoch ist dies ein Hinweis darauf, dass soziale Normen und gesellschaftliche Erwartungshaltungen bedeutsam sind.

Dass der feste Freundinnenkreis, der in Claudias Alltag wie auch in der Außeralltäglichkeit eine große Bedeutung hat, für ihre Entscheidungen keine Rolle spielt, ist deshalb nicht verwunderlich, weil sich diese Konstellation erst vor acht Jahren konstituiert hat. Seitdem gab es keine Auslöser, biografische Entscheidungen zu treffen, also weder ein Umzug aufgrund

familiärer, partnerschaftlicher oder erwerbstätiger Aspekte. Obwohl im Gespräch auf manifester Ebene nicht die Rede davon ist, dass dieser Freundinnenkreis für die Entscheidung, zu bleiben, verantwortlich ist, ist er doch Teil eines Konglomerats möglicher Motive.

Insgesamt spielen im gezeichneten Netzwerk die Eltern, die Oma, die jeweiligen Partner sowie eine unbestimmte Gruppe, ein gesellschaftliches „viele“ eine Rolle bei Entscheidungen.

Soweit die Analyse des vorliegenden Datenmaterials. Auf einer manifesten Ebene beschreibt Claudia ihre Entscheidungsprozesse nach demselben Muster: Einführend in den Entscheidungsprozess, aber auch resümierend werden Entscheidungen letztlich als „*Glück*“ oder „*Zufall*“ bezeichnet. Bspw. habe sich die Entscheidung, aus dem Elternhaus auszuziehen, „*so ergeben*“; der tatsächliche Abwägungsprozess, der auch einzelne Teilentscheidungen enthält, wird nur latent wahrgenommen.

Dieser Aspekt zeigt übrigens auch, dass dem Entscheidungsprozess nicht per se eine Problemkonstellation zugrunde liegen muss. Hier haben sich Möglichkeiten geboten, die Claudia wahrgenommen hat.

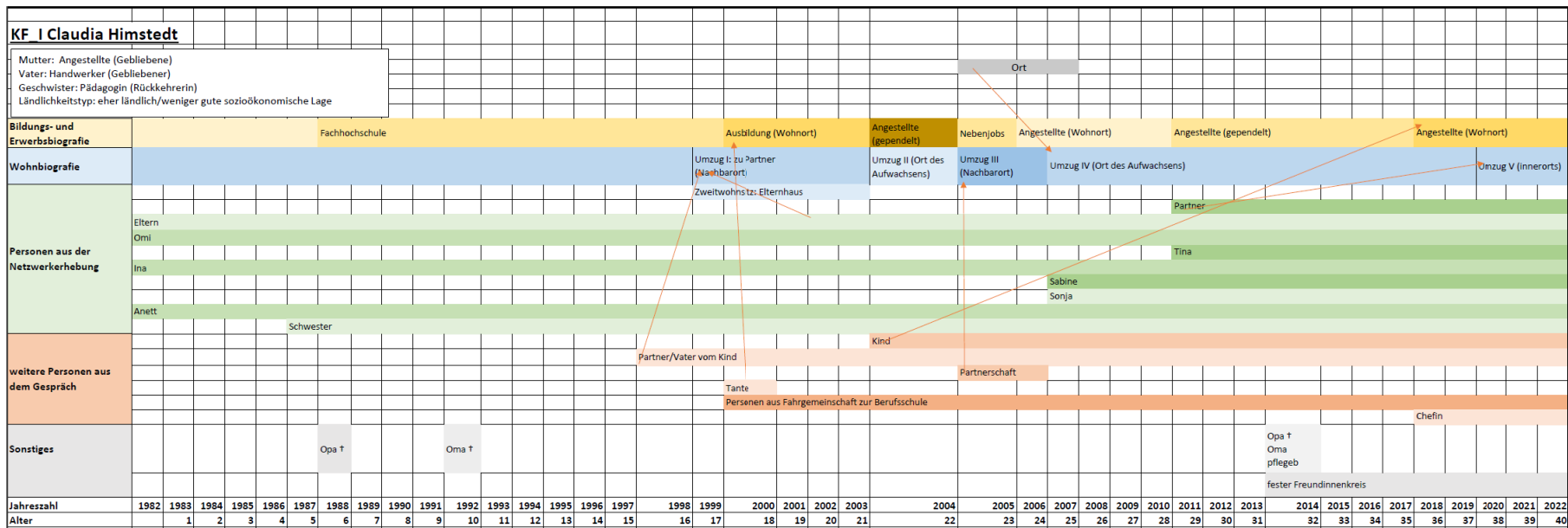


Abb. 1: Lebenslauf Claudia Himstedt (eigene Darstellung)

Netzwerkkarte

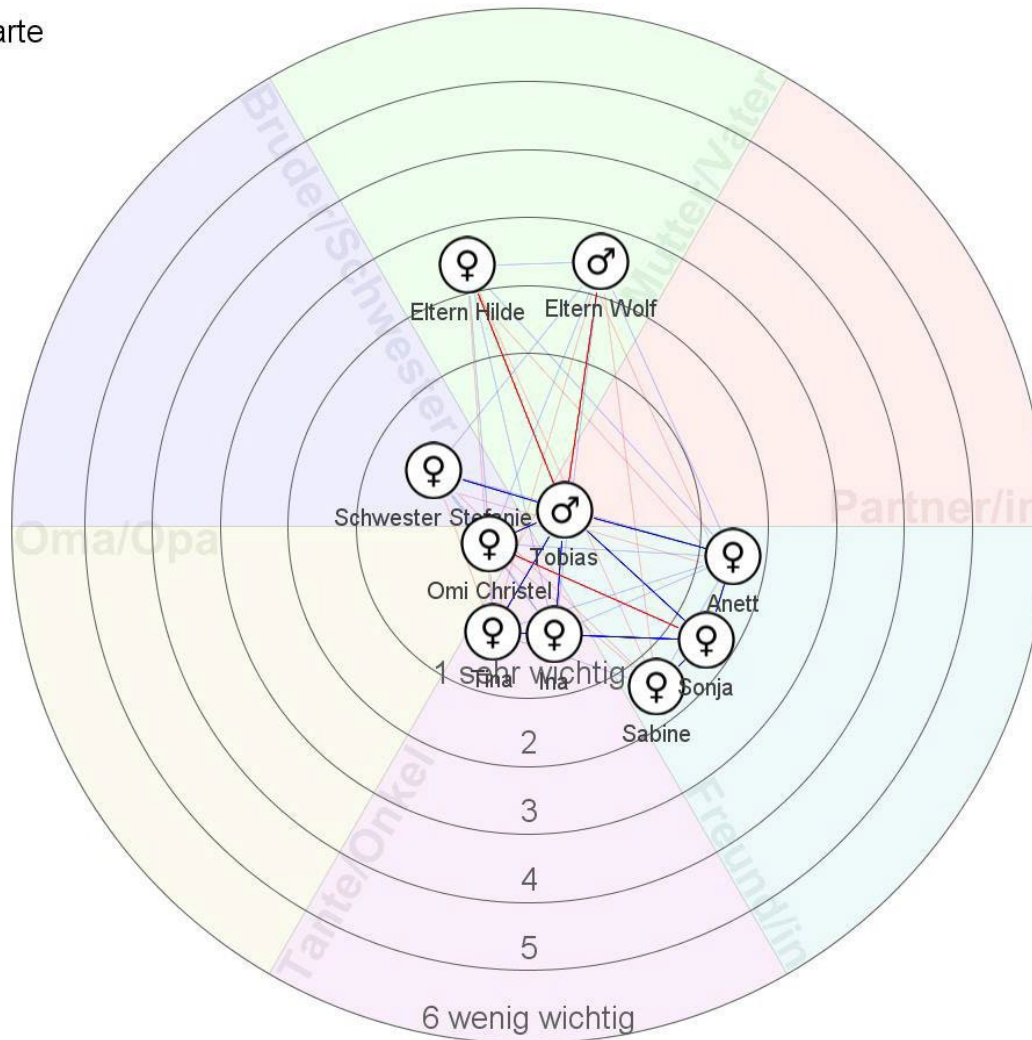


Abb. 2: Netzwerkkarte Claudia Himstedt (eigene Darstellung)

4.2 Fallportrait 2: Angela Neumann

Allgemeine Angaben	
Alter	46 Jahre
Kinder	keine
Familienform	verheiratet seit 10 Jahren (2012), Partnerschaft seit 18. Lebensjahr
Jobsituation	Angestellte Dienstleistung im Verkauf, Vollzeit
Bildungsabschluss	Realschule/Ausbildung
Führerschein	vorhanden, seit 18. Lebensjahr
Einwohner:innenzahl	ca. 5.500 (Stand 2020)
Küpper-Index	Typ 4: eher ländlich/weniger gute sozioökonomische Lage
Interviewort	zu Hause bei IP, Februar 2022
Sample	ohne Kinder, Plattenbau, Miete
Schlagworte	Ortsbindung, Zusammenhalt

Motto: „Ne, weil wir haben uns das wirklich so halt auch in der Umgebung halt auch alles aufgebaut.“

Soziale Beziehungen im Allgemeinen	<p>Soziale Beziehungen spielen für Angela nur sekundär eine Rolle. Vielmehr sind sie ein Element (neben den biografischen Erfahrungen, dem Gefühl, den Werten, den Alltagserfahrungen) zur Konstituierung ihrer sehr ausgeprägten Ortsbindung.</p> <p>Als ausschlaggebendes, konkretes Moment werden sie nicht gesehen.</p>
Soziale Beziehungen im Besonderen	<p>Angela pflegt relativ junge Freundschaften, d. h. ihr enger Freundinnenkreis besteht seit weniger als zehn Jahren. Beziehungen aus der Schul- oder Ausbildungszeit kommen nicht vor. Die feste Freundinnen-Gruppe speist sich nach und nach aus insgesamt fünf Freundinnen. Drei der Frauen sind mindestens elf Jahre älter, eine gleich alt und eine acht Jahre jünger. In der Regel kennt sie die Frauen auch schon länger, teilweise aus der Schulzeit, aber zu dieser festen Freundinnen-Gruppenkonstellation ist es erst durch ein gemeinsames Konzert gekommen. Gemeinsam feiern sie im Garten, besuchen Veranstaltungen und kümmern sich umeinander, bspw. durch tägliche Nachrichten im Gruppenchat, aber auch ganz pragmatisch, wenn eine Person krank ist. Diese homosozialen Freundschaften sind insgesamt auf einem engen Niveau, d. h. sie</p>

sind intim und vertrauensvoll, wenn auch unterschiedlich. Die Differenzen basieren auf der unterschiedlichen Dauer der Bekanntschaft und dem Verwandtschaftsverhältnis. So hat Doris in ihrem Freundschaftsnetzwerk einen besonderen Stellenwert. Zu ihr hat sie ein besonders enges Verhältnis. Doris ist die Nichte ihres Ehemanns.

Ein weiteres Cluster der sozialen Beziehungen bildet die Familie. Hierbei spielt die Familie ihres Ehemannes eine größere Rolle als die eigene Herkunftsfamilie. Da ist zunächst die Schwiegermutter, die im gleichen Mehrfamilienhaus wohnt. Sie ist bereits pflegebedürftig und aus heutiger Sicht ein Grund zu bleiben „[...] und auch halt auch durch Jörg nachher durch die Schwiegereltern nachher, ne die brauchen einen jetzt auch, darum auch“. Angelas Bruder kommt nicht im Netzwerk vor. Zu ihm pflegt sie ein wohlwollendes, aber distanzierendes Verhältnis. Gerade weil sie keine eigenen Kinder hat, genießt sie die Zeit mit den Kindern des Bruders.

Sehr wichtig waren Angelas Großeltern, die in einer 75 km entfernten Kleinstadt gelebt haben. Hier war sie als Kind in den Ferien, und noch während der Ausbildung hat sie viel Zeit bei ihnen verbracht. Vor allem mit ihrem Großvater erlebte sie Alltägliches, aber auch Besonderes: „Meine Großeltern haben auch viel mit mir unternommen, wir sind zusammen in den Urlaub gefahren und mein Opa ist mit mir spazieren auch gegangen, hat mir auch vieles erklärt in der Natur und alles und ne hat mir schwimmen beigebracht.“ Bis zum Tod der Großeltern pflegte Angela eine sehr enge Beziehung durch häufige Besuche in ihrer Freizeit. Sie gibt die Beziehung zu ihren Großeltern als Grund des Bleibens im Bundesland an: „Meine Großeltern, die war'n schon sehr toll. Also da vermiss' ich's eigentlich sehr, ne. Das war auch so'n, warum ich eigentlich wirklich auch immer hiergeblieben bin, nirgendwo weiter weggezogen bin, auch wirklich auch in Mecklenburg.“

Zu ihren Eltern hat Angela mittlerweile „ein sehr gespaltenes Verhältnis“. Zwar berichtet sie sehr wohlwollend über ihre Eltern in Kindheitstagen, als sie ihr bspw. extra ein Zimmer ausgebaut haben: „Das war auch schön, dass meine Eltern das damals überhaupt ermöglicht haben.“ Mittlerweile hat sich die Beziehungspflege zu einem Pflichtgefühl entwickelt. So fährt sie zwar regelmäßig „nochmal reingucken“, aber eine vertrauensvolle, auf Reziprozität basierende Beziehung besteht nicht. Anzunehmen ist, dass hier das konflikthafte Verhältnis ihres Ehemannes zu ihren Eltern eine Rolle spielt. Ihre Eltern kennen drei der Frauen aus ihrem engen Freundinnenkreis gar nicht.

Insgesamt ist auffällig, dass Konflikte tatsächlich nur in Verbindung mit ihrem Ehemann auftreten. So hegt er Streit

sowohl mit ihren Eltern als auch mit seiner Schwester. Deren Tochter Doris gehört zu Angelas festem Freundinnenkreis.

Hier zeigt sich das Typische an Angelas Netzwerk: eine Verquickung von verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen. Besonders sticht hier Doris hervor, die einen besonderen Knotenpunkt mit unterschiedlichen Beziehungsarten zu den Akteur:innen im egozentrierten Netzwerk Angelas bildet. Doris und Angela haben also viele gemeinsame Beziehungen, die ihnen einen ständigen Informationsfluss sowie gegenseitige Hilfeleistungen ermöglichen. Gemeinsam pflegen sie bspw. Die Schwiegermutter und teilen Wissen und Erfahrungen aus der Familie ihres Ehemannes.

Etwas isoliert, fast wie eine Antagonistin, steht dem ihre Arbeitskollegin gegenüber. Auch mit ihr teilt Angela vertrauliche Gedanken. Das Ladengeschäft, in dem beide zusammen arbeiten, ist dabei wie eine Hülle, durch die ihre Worte nicht nach außen dringen. Alle Personen ihres Netzwerks – außer der pflegebedürftigen Schwiegermutter – kennen ihre Arbeitskollegin durch Besuche im Laden, pflegen aber selbst keine enge Beziehung zu ihr. In ihrer Freizeit hat Angela allerdings keinen Kontakt zu ihrer Kollegin, dennoch beschreibt sie die Beziehung zu ihr gleichwertig wie diejenige zu ihrem Freundinnenkreis.

Als weitere relevante Akteur:innen im Kontext von Entscheidungen werden im Gespräch – nicht in der Netzwerkkarte – das Arbeitsamt, die Industrie- und Handelskammer (IHK) sowie ihre ehemalige Chefin genannt: alles Netzwerkbeziehungen auf beruflicher Ebene. Schließlich berichtet Angela davon, dass das Arbeitsamt sie nach kurzer Zeit der Arbeitslosigkeit „ja praktisch so reingeschoben“ hat in das nächste Ausbildungsverhältnis. In dieser überbetrieblichen Ausbildung war es dann die IHK, die „dann nachher aufgeteilt [hat] [...], in welche Bereiche man reingeht. Also da hatte ich eigentlich gar kein' Einfluss drauf.“ Auffällig ist hier, dass institutionelle Entscheidungsträger einen großen Einfluss auf den weiteren Lebensweg Angelas haben. Von sozialen Beziehungen, insbesondere den Akteur:innen des gezeichneten Netzwerks, ist an dieser Stelle nicht die Rede. Es wird auch kein individueller Abwägungs- oder Planungsprozess erläutert, was ein Hinweis darauf sein kann, dass dieser auch keine große Rolle spielt. Eher ist davon auszugehen, dass die Gesprächspartnerin sich der vorgeschlagenen Entscheidung passiv fügt und die Konsequenzen trägt.

Im dritten Ausbildungsjahr entscheidet sich Angela dafür, wieder an den Ort des Aufwachsens zurückzukehren. Anstatt weiterhin in Schwerin zu arbeiten und zu pendeln, sucht sie einen

Ausbildungsbetrieb, der sie im dritten Lehrjahr übernimmt. Sie sucht eigeninitiativ eine neue Stelle, fragt in einem örtlichen Geschäft und bekommt eine Zusage. Dies beschreibt Angela als „Glück, ne, das war, ist ja auch nicht selbstverständlich“. Für dieses „Glück“ macht sie die Chefin des Ladens verantwortlich. Schließlich wird Angela als betriebliche, reguläre Auszubildende eingestellt und später übernommen.

Insgesamt empfindet sich Angela als gestaltender Teil ihres Netzwerks. Sie gehört zu einem festen Freundinnenkreis, der reziprozitätsorientiert agiert. Darüber hinaus pflegt sie außerfamiliäre Beziehungen, wenn auch auf einem sehr niedrigen Niveau, zur Kleinstadtgesellschaft insgesamt. Ihre sozialen Beziehungen sind sehr wichtig. Die Beziehungen zu einzelnen Familienmitgliedern sind eher heterogen. Die Verbindung zu ihren eigenen Eltern wird aus einer beinahe normativ verpflichtenden intergenerationalen Solidarität heraus aufrechterhalten. Die Beziehung zur Schwiegermutter wird durch die räumliche Nähe – ein Aufgang neben ihr – verdichtet.

Alle genannten Akteur:innen im Netzwerk wohnen in räumlicher Nähe, im Umkreis der Kleinstadt. Es sind nur zwei Freundinnen – jene, die in diesen sonst sehr engen Beziehungen weiter entfernt stehen, – tatsächlich umgezogen. Umziehen meint an dieser Stelle einen Wechsel über eine relevante Distanz, den Abbruch und Neubeginn sozialer Beziehungen sowie eine gewisse zeitliche Abwesenheit. Schließlich ist auffällig, dass Angelas Netzwerk hauptsächlich aus weiblichen Akteurinnen besteht.

<p>Ortsbeschreibungen</p>	<p>Die Kleinstadt, in der Angela lebt, hat circa 5.500 Einwohner:innen. Diesem Grundzentrum sind sieben weitere Gemeinden zuzuordnen, die Teil der Metropolregion Hamburg sind. Der Ort wird als eher ländlich und in einer weniger guten sozioökonomischen Lage beschrieben (vgl. landatlas.de). Bis 1990 war er bekannt für die Lebensmittelproduktion, mittlerweile sind diese Betriebe geschlossen. Am Stadtrand gibt es Zulieferer für Autobetriebe und einen Fleischverarbeitungsbetrieb. Ein wesentlicher Teil der Einwohner:innen pendelt berufsbedingt nach Lübeck, Schwerin oder Hamburg.</p> <p>Angela nimmt wirtschaftliche und infrastrukturelle Veränderungen in ihrem Ort wahr. So sind die Erzählungen über die Kleinstadt geprägt von Beschreibungen wie „ausgestorben“, „leer“, „mittlerweile kriegt man auch schon Angst“ – es geht um Abbau, Rückgang, Wegzug. Allerdings sagt Angela auch: „[...] da gibt man eigentlich die Hoffnung nicht auf“. Sie beschreibt eine sehr intensive Ortsverbundenheit. Diese entsteht unter anderem durch lebhaftere Erinnerungen an Orte ihres Aufwachsens. Angela kennt sich gut mit der Stadtgeschichte aus und hat ein Interesse an den Veränderungen vor Ort, sei es aus infrastruktureller oder demografischer Perspektive. Dabei ist auffällig, dass sie eine</p>
----------------------------------	--

	<p>Vielzahl an Versorgungsunternehmen benennt, die alle nicht mehr existieren, und durch Narrationen Beziehungen zu ihnen beschreibt, aber dennoch bietet dies keinen Anlass, ein strikt negatives Bild des Ortes zu zeichnen. Vielmehr werden mit diesen Erinnerungen selbstverständlich soziale Beziehungen verbunden. Da gab es bspw. die „Nudelbude“, das war der Patenbetrieb ihrer Schule, in dem sie regelmäßig und gern gearbeitet hat, oder aber das Schwimmbad, in dem es „sogar drei Becken“ gab und „[...]sobald im Sommer Ferien oder Schule aus war, haben wir die Ranzen in die Ecke geschmissen, sind zur Kaufhalle, das war ja früher noch HO Kaufhalle, über'n Rasen, da war das Altenheim auch noch nicht, und haben wir uns Brötchen geholt, Streusel, Schnecke und Schoko-Milch und ab zum Schwimmbad, immer.“</p> <p>Hinzu kommt, dass Angela innerhalb des Ortes insgesamt sechs Mal umgezogen ist. Sie verfügt demnach über ein großes Erfahrungswissen um die strukturellen Möglichkeiten vor Ort. Interessanterweise folgen den nostalgischen Erinnerungen an ihren Herkunftsort, aber auch ihren aktuellen Wohnsitz ausschließlich faktische, statische Beschreibungen und Deutungen ihres einzigen Zweitwohnsitzes im Lebenslauf. Angela war Ausbildungspendlerin und hat drei Jahre lang wochentags in Schwerin gelebt. In ihrer Wahrnehmung ist Schwerin vor allem durch Großwohnsiedlungen geprägt. Ihre Unterkunft war an der „vorletzten Haltestelle“. Schwerin wird in diesem Zusammenhang nicht mit Stadt oder Großstadt verbunden.</p> <p>Im Moment beschreibt Angela ihren Wohnort als „ausgestorben“. Hier wird allerdings auf das pandemische Geschehen der letzten Jahre rekurriert. Gerade Angela trifft diese Situation sehr, denn die hohe Ortsbindung nährt sich insbesondere von den zufälligen alltäglichen Begegnungen.</p>
<p>Verorten</p>	<p>Der Grad der Rechtfertigung, warum sie bereits ihr Leben lang in dieser Kleinstadt wohnt, ist nicht sehr hoch. Für sie gibt es subjektiv einfach sehr gute Gründe, zu bleiben, die vor allem mit der hohen Ortsbindung als Summe der sozialen Beziehungen und biografischen Erfahrungen zu erklären sind.</p> <p>Aufgrund dessen ist auch die Frage „Gehen oder Bleiben?“ nur marginal im Gespräch präsent. Vielmehr wird sachlich beschrieben, dass sie in der Ausbildungszeit in einem Internat gewohnt hat. Hier geht es weniger um einen Abnabelungsprozess vom Elternhaus oder den Wunsch, etwas Neues zu erleben, sondern es ist vielmehr die Lebenssituation und damit verbundene pragmatische Entscheidung, die einen Umzug alternativ erscheinen lässt. Und dennoch, Angela wird zur Ausbildungspendlerin. Am Wochenende wird sie zuerst von ihren Eltern und später von ihrem zukünftigen Ehemann ins</p>

Internat gefahren. Es wird deutlich, dass diese Zeit keinen Abwägungsprozess in Gang setzt, weiterhin in Schwerin wohnen zu bleiben. Insgesamt ist auffällig, dass es in den Erzählungen zu diesem Lebensabschnitt weniger um Zufriedenheit geht, vielmehr werden konkrete Straßennamen genannt und die Umgebung wird beschrieben: „[...] das war letzt -, vorletzte Haltestelle nachher,ne, in der Mitte war 'nen Kindergarten“. Alles deutet darauf hin, dass die Zeit, in der sie formal ihren Hauptwohnsitz in Schwerin hat, nur eine Überbrückung darstellt, bis sie wieder in die Kleinstadt des Aufwachsens zurückkehrt. Andere Personen spielen in dieser Lebensepisode im geführten Gespräch keine Rolle, demnach gehen auch keine langfristigen sozialen Beziehungen daraus hervor.

Angela sieht sich als Teil des Ortes und der Personen dieses Ortes. Deutlich wird dies, wenn sie über „Zusammenhalt“ und das „Mitmenschliche“ spricht: „*Und dies ist ja auch, jeder kennt jeden. Und wenn man ein'schonlangenichtmehrgesehen hat, dann man (knöddert?) einfach und das ist eigentlich so: Mensch, wie geht's dir? Und das ist eigentlich wirklich so schön.*“ An anderer Stelle hebt sie die Besonderheit ihres Jobs hervor, der den hohen Bindungsgrad und damit das Eingebundensein verdeutlicht. So berichtet sie davon, „[...] wenn man die Kinder so sieht, wie die groß werden. Es ist Wahnsinn. Und wenn die einen auf der Straße grüßen, sagen ‚Hallo‘. Das ist schon schön. Manche kennt man von Geburtaufan, die haben ihre ersten Schuhe gekriegt, und dann denk' ich: Oh Gott, ne.“

Angela hat keine bewusste Strategie des Bleibens, vielmehr ist das Wohnen und Leben in der Kleinstadt für sie eine Selbstverständlichkeit geworden, die keinen ausgearbeiteten, insbesondere langfristigen Plan des Umsetzens benötigt.

Auf einer manifesten – gemeint ist eine rationale, ökonomisch-funktionalistische – Ebene findet Angela keine bzw. nur vorgeschobene Gründe, warum sie in der Kleinstadt geblieben ist. Motive sind weder die Erwerbsarbeit noch eine daraus folgende finanzielle Sicht. Latent ist allerdings sehr deutlich, dass erstens die hohe Ortsverbundenheit und zweitens das Resultat aus den gemachten Erfahrungen und den sozialen Beziehungen Motive ihres Bleibens sind. Auch wenn Angela dies an einer Stelle ambivalent beschreibt: „*Und das ist so, des ist halt wirklich Familie. Das ist und halt auch Umfeld, Freunde war'n zwar nicht so, aber di-diealleindie Umgebung, [Kleinstadt]ist einfach, ist schön, ne. Und dies ist ja auch, jeder kennt jeden.*“

Räumliche Mobilität	Das Pendeln zwischen dem Wohnort und der Arbeitsstelle wird von Angela pragmatisch gesehen. Ihre Erwerbsarbeit erweitert ihren räumlichen Aktionsradius. Darüber hinaus sieht sie keine Notwendigkeit, ihren Wohnort zu verlassen. Vielmehr wird das Pendeln als eine Strategie beschrieben, weiterhin am Ort des Aufwachsens wohnen zu bleiben. Zwar wird angegeben, dass die
----------------------------	--

	<p>weiten und langen Fahrtwege ein Auslöser waren, die Arbeitsstelle zu wechseln, doch ein wahrhaftiger Grund war dies nicht, vielmehr gab es stets mehrere Auslöser. Im selben Zuge wird das Pendeln positiv bewertet – wenn sie die Zeit im Auto als <i>„immensorunterkommen, da lassen, nicht mit nach Hause nehmen“</i> beschreibt.</p> <p>Ein Umzug in einen anderen Ort, ob in ländlichere oder urbanere Räume, spielt kaum eine Rolle. Tatsächlich hat es eine konkrete Situation gegeben, die die Frage „Gehen oder Bleiben?“ provozierte. Doch über die Abwägungsphase hinaus wurde der Entscheidungsprozess nicht weiter vorangetrieben. Auslöser ist ein möglicher Jobwechsel ihres Ehepartners in einen 40 km entfernten Touristenort. Dieser Auslöser fußt nicht auf einer bestimmten Problemlage oder Notwendigkeit, vielmehr offeriert sich eine bisher nicht dagewesene Möglichkeit, den Wohnort und den Job zu wechseln. Doch die Prüfung der tatsächlichen Umsetzung in der Abwägungsphase zeigt, dass damit Restriktionen einhergehen, die den Wert des Umzugs übersteigen. In erster Linie würde der neue Job für den Ehepartner Arbeitszeiten mit sich bringen, die den traditionellen Jahresurlaub der beiden verhindern würden. Erst danach werden die Pflegebedürftigkeit der Schwiegermutter am jetzigen Wohnort sowie die langen Fahrtzeiten zu ihrem Job als Gründe benannt. Ein Jobwechsel des Ehemanns, der erst in einem zweiten Schritt einen Umzug nach sich ziehen würde, kommt nun nicht mehr infrage. Die aufkommenden Umzugsgedanken erfahren also aufgrund der unterschiedlichen Teilentscheidungen, insbesondere der Ablehnung des neuen Jobs, keine Umsetzung. Soziale Beziehungen, insbesondere die Beziehungspflege, spielen an dieser Stelle eine besondere Rolle.</p>
--	--

Städtische Räume	Städtische Räume werden sehr wenig thematisiert – wenn doch, dann rekuriert die Interviewpartnerin auf ein Unterscheidungskriterium zwischen Kleinstadt und Großstadt: <i>„das Mitmenschliche“</i> . Dies sei in der Großstadt weniger ausgeprägt als in der Kleinstadt: <i>„Man hat immer irgendwo einen, der einem auch hilft, und das ist eigentlich auch wichtig. Und das ist manchmal in den Großstädten, glaube ich, nicht so.“</i>
-------------------------	---

<p>Ortsbindung</p>	<p>Ortsbindung ist das dominante Thema des Gesprächs und wird als autobiografische Thematisierung eingeordnet. Ein Teilaspekt bzw. Element der Herstellung von Ortsbindung sind neben den biografischen Prozessen die sozialen Beziehungen. Bereits die Stehgreiferzählung gibt darauf einen ersten Hinweis: „[...]nach meiner Geburt waren wir gleich hier fest verwurzelt, durch meine Eltern auch“.</p> <p>Auffällig ist, dass in der territorialen Perspektive keine weiteren konkreten Orte, Dörfer oder Städte eine Rolle spielen.</p>
---------------------------	--

	<p>Ein relevantes Element der Raumkonstitution ist die Atmosphäre des Ortes, die sie besonders schätzt. Hierzu gehören die reziproken Beziehungen: „Man hat immer irgendwo einen, der einem auch hilft.“ Dabei geht es weniger um eine konkrete, spezifische, güterbezogene Hilfe, vielmehr ist für Angela wichtig, dass jederzeit eine ansprechbare Person vorhanden ist. Diese muss auch keine besonders ausgeprägte, enge Bindung zu ihr haben, es reichen alltägliche Begegnungen bzw. die Wahrnehmung von Bindungen im Stadtbild. Konkret bedeutet das für Angela, die in einem Schuhladen arbeitet: eine bewusste Wahrnehmung der Veränderung der Dinge – zu sehen, wie die Kinder aufwachsen, die sie durch den Schuhverkauf stets begleitet. Dies löst ein Gefühl der Zugehörigkeit aus und erhöht den Grad der Identifizierung mit dem Ort.</p>
--	--

<p>Wohnen</p>	<p>Angela ist bereits sechs Mal innerhalb des Ortes umgezogen, wobei sie in vier Fällen als Kind die Entscheidung der Eltern mitträgt. Selbst während der Ausbildung, in der sie unter der Woche in Schwerin lebt, ist der Ort der Rückkehr das Elternhaus. Zu dieser Zeit sanieren die Eltern ein Eigenheim und leben fortan nicht mehr in einer Wohnung, sondern in einem Haus. Dies ist dann auch Angelas Wohnort im dritten Ausbildungsjahr, in dem sie die Lehre in ihrem Wohnort beendet. Mit 22 Jahren zieht Angela dann aus dem Elternhaus aus und gemeinsam mit ihrem Partner in einen Wohnblock, in dem sie 16 Jahre lang wohnen, bevor sie innerhalb des Ortes in einen ähnlich gearteten Wohnblock ziehen, jeweils zur Miete. Überlegungen, die Wohnart zu wechseln, bspw. in ein Eigenheim zu ziehen, stehen derzeit nicht im Raum, zumal ihnen die Pandemiezeit gezeigt hat, dass ihnen die Mietwohnung inklusive des Bastelkellers des Partners genügend Möglichkeiten des Freiraums bietet. Die Wohnung wird als Ort der persönlichen Aktivitäten, der Selbstverwirklichung und Entspannung deutlich von der Arbeit getrennt. Zudem lebt die pflegebedürftige Mutter des Ehemanns im selben Wohnblock, sodass hier eine schnelle Erreichbarkeit ermöglicht wird.</p>
----------------------	--

<p>Entscheidungs- konstellation</p>	<p>Soziale Beziehungen spielen auf einer manifesten Ebene kaum eine Rolle, werden im Gespräch nicht als vornehmlicher Grund genannt und können sogar in einem ganzen Konglomerat an konkret benannten Gründen nicht auftauchen – sind aber dennoch jeweils Teil dessen. Sie tragen bspw. wesentlich zur Ortsbindung bei, die dann als Begründung angegeben wird. Wenn etwa davon gesprochen wird, dass es im Grunde um den Ort geht, den Angela so „schön“ findet: <i>„Freunde war’n zwar nicht so, aber die, allein die Umgebung“</i> . Es sind die sozialen Beziehungen, die neben den biografischen Erfahrungen ebendiese Ortsbindung und das Erleben der materiellen Umwelt ausmachen.</p>
	<p>Auslöser, biografische Entscheidungen zu treffen, fußen nicht per se auf Problemlagen, sondern häufig auf bestimmten Lebensphasen, die institutionell getaktet sind. Es ist bspw. klar, dass nach der Schule oder nach einer dreijährigen Ausbildung eine Entscheidung getroffen werden muss. In der Regel wird dadurch dann auch ein Entscheidungsprozess des Gehens oder Bleibens ausgelöst. Auffällig ist, dass diese Beschlüsse zunächst unspezifisch begründet werden: <i>„weil es sich so ergeben hat“</i>. Erst in der Abwägungsphase, wenn Teilentscheidungen getroffen werden müssen, bspw. bzgl. des Pendelns: <i>„[...] auch mit dem Fahren und das alles, das, ich mochte nachher auch nicht mehr. Wenn ich daran denk, an 2010, diesen starken Winter“</i>, treten auch soziale Beziehungen hervor, bspw. zu ihrem Ehemann. Vielmehr werden eigene Präferenzen im Entscheidungshandeln als wichtig benannt.</p>

KF II Angela Neumann

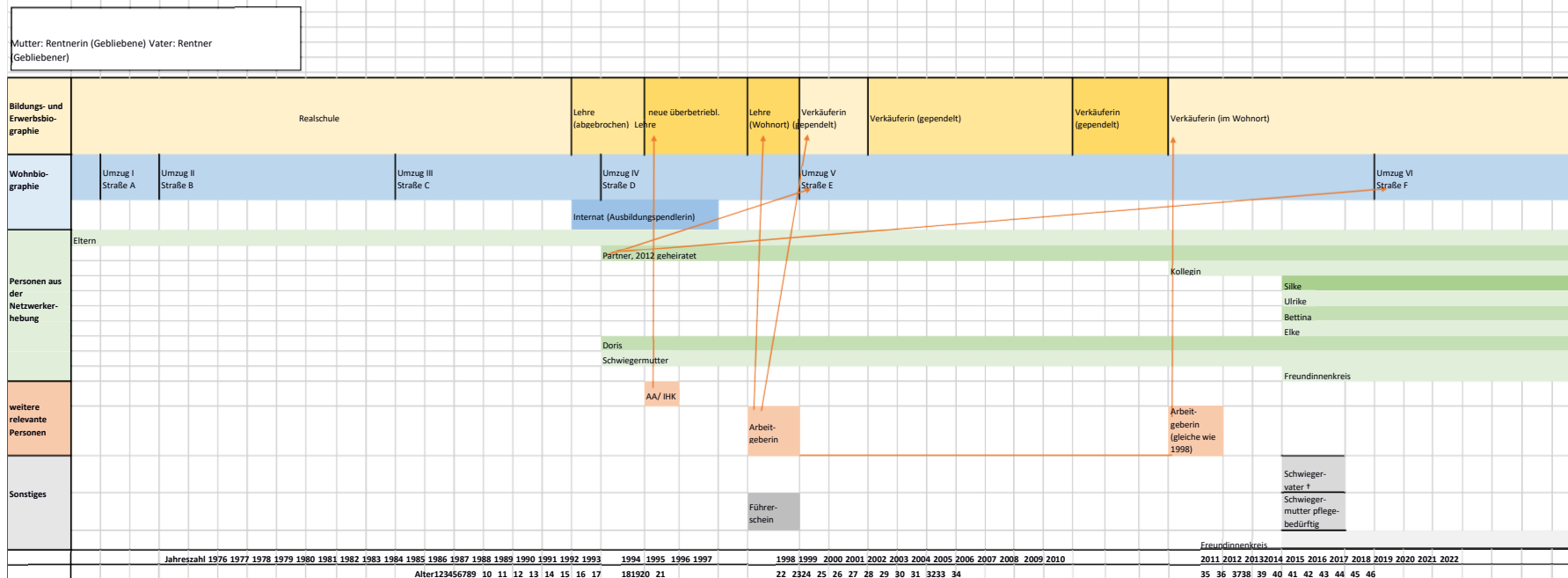


Abb.

3: Lebenslauf Angela Neumann (eigene Darstellung)

Netzwerkkarte



Abb. 4: Netzwerkkarte Angela Neumann (eigene Darstellung)

4.3 Fallportrait 3: Wiebke Ganzow

Allgemeine Angaben	
Alter	35 Jahre
Kinder	1 Kind (5 Jahre)
Familienform	Partnerschaft, verheiratet
Jobsituation	Angestellte Dienstleistung, Vollzeit + Minijob
Bildungsabschluss	Abitur/Bachelor
Führerschein	vorhanden
Einwohner:innenzahl	ca. 5.000 (Stand 2020)
Küpper-Index	Typ 4: eher ländlich/weniger gute sozioökonomische Lage
Interviewort	zu Hause bei IP, Februar 2022
Sample	formale Umzugserfahrungen, Eigenheim
Schlagworte	rationale Entscheidungen, Finanzen

Motto: „Ja, Geld bleibt auch nicht übrig.“

Soziale Beziehungen im Allgemeinen	Wiebke spricht von vielen unterschiedlichen sozialen Beziehungen in familiären, freundschaftlichen, nachbarschaftlichen, aber auch beruflichen Kontexten. Für eine Ortsentscheidung spielen sie allerdings auf einer manifesten Ebene nur bedingt eine Rolle, eher als selbstverständlicher Hintergrund. Allerdings sind sie eine wesentliche Unterstützung im Alltag und fungieren häufig als Gatekeeper, d. h. als Informant:innen im Rahmen biografischer Entscheidungsprozesse.
Soziale Beziehungen im Besonderen	Wiebkes gezeichnetes Netzwerk besteht aus zwei Clustern: ihrer Herkunftsfamilie (Schwester, Mutter, Vater) und einem freundschaftlichen Netzwerk. Die wichtigste Person, die „Ego“ am nächsten positioniert ist, ist Wiebkes Ehemann. Er ist Handwerker und macht nebenbei Fernlehrgänge, um sich einen anderen Beruf anzueignen. Schließlich gehen beide davon aus, dass sein eigentlicher Ausbildungsberuf zukünftig nur noch wenig gebraucht wird, und: „ <i>Man will ja nich' arbeitslos sein, man will ja arbeiten, man will ja Geld verdienen.</i> “ Für seine Ausbildung ist ihr Mann aus

Sachsen-Anhalt nach Mecklenburg-Vorpommern gekommen. Hier lernt er Personen aus Wiebkes Freundeskreis kennen und so schließlich auch Wiebke „auf'ner Pullerparty von Freunden“. Sie ist zu diesem Zeitpunkt 27 Jahre alt, absolviert ein Hochschulstudium und wohnt unter der Woche im Wohnheim der Hochschule. Zwei Jahre später heiraten sie, vor allem aus pragmatischen Gründen, schließlich ist sie so während des Studiums über ihn familienversichert. Gemeinsam haben sie einen fünfjährigen Sohn und unterstützen sich gegenseitig im Alltag. Er ist es auch, dem sie sehr persönliche Gedanken anvertraut. Bezüglich konkreter Entscheidungsprozesse spielt ihr Ehemann eine untergeordnete Rolle, er wird zumindest nur marginal erwähnt – häufig sind eher die Eltern involviert. Nicht aber, als sie das erste Mal zusammenziehen, da ist ihre Partnerschaft der ausschlaggebende Grund.

Wiebkes Ehemann ist Auslöser für Konflikte mit ihrer Schwester, denn sie „*kannihnnichtakzeptieren*“. Wiebke berichtet, dass dies insbesondere damit zu tun habe, dass er vier Jahre jünger als sie und damit auch zwei Jahre jünger als die Schwester ist. Daraus entspinnt sich das Thema des Konflikts: die Frage nach „*der Reife*“ des Ehemanns.

Ob und zu welchen Anlässen sie und ihre Schwester sich treffen, wird aus dem Gespräch nicht deutlich, allerdings wird klar, dass hier eine emotionale Distanz besteht. Wiebkes Schwester hat einen gänzlich anderen biografischen Weg eingeschlagen, was Wiebke so begründet: „*Die wusste immer so viel, obwohl sie zwei Jahre jünger ist, wusstesie immer so viele Sachen, wasich gar nicht wusste. Als sie ankam, sie macht 'n Austauschjahr: ,Was machst du? So was gibt es?'*“ Wiebke betont durchweg die Unterschiedlichkeit der beiden. Zudem hätten ihre Eltern gegenüber der Schwester eine gewisse Distanz aufgrund ihrer Unwissenheit über deren beruflichen Werdegang. Schließlich führe die Schwester eher einen kosmopolitischen Lebensstil, mache beruflich Karriere. Dafür lebt und arbeitet sie in internationalen Metropolen, wohnt aktuell jedoch nur circa 10 km von Wiebke entfernt. Mit Blick auf das Netzwerk fällt auf, dass die Schwester exponiert dasteht. Einige Freundinnen von Wiebke kennt sie nicht. Enge Bindungen bestehen lediglich zu familiären *Alteri* sowie zu einer gemeinsamen Freundin aus der Nachbarschaft – schließlich haben sie in der Kindheit „*ja auch zusamm' gespielt*“. Hinsichtlich Entscheidungen, die Wiebke im Laufe ihrer Biografie getroffen hat, spielt ihre Schwester eine untergeordnete Rolle – wenn, dann als Teil des familiären Gefüges, aber nicht als einzelne Person.

Die gemeinsame Freundin – Stefanie – taucht auch im standardisiert erhobenen Netzwerk auf. Sie kennen sich seit der Kinderkrippe, zumal sie in unmittelbarer Nachbarschaft aufgewachsen und gleich alt ist. Stefanie pflegt eine enge

Beziehung zu Wiebkes Eltern. Sie ist ganz unterschiedlichen Berufen nachgegangen, allerdings immer im fahrbaren Radius ihres Herkunftsortes. Stefanie ist gleichzeitig Teil eines festen, beständigen Freundeskreises, der bspw. regelmäßig gemeinsam Geburtstage feiert.

Analog zur Beziehung zu Stefanie ist die freundschaftliche Beziehung zu Maja gestaltet. Auch sie kennen sich aus Kindheitstagen, allerdings wohnt Maja nicht mehr in der Kleinstadt, sondern ist eine „*Weltenbummlerin*“. Heute wohnt sie mit ihren drei Kindern und ihrem Mann nicht mehr in Mecklenburg-Vorpommern. Kontakt halten sie telefonisch: „[...] *wenn wir alle zwei Wochen mal so fünf Minuten schaffen zu telefonieren, sind wir gut, sonst über WhatsApp so ein bisschen Sprachnachrichten*“. Und auch wenn hier keine regelmäßigen Treffen stattfinden, empfindet Wiebke diese freundschaftliche Beziehung als emotionale Unterstützung, die durch die zeitliche Beständigkeit ihren Wert hat.

Im freundschaftlichen Netzwerkcluster ist auch Susann, die im gleichen Alter wie Wiebke ist. Sie lernen sich in der Pandemiezeit über die Kinder durch gemeinsame Spaziergänge im Wald kennen. Hier leistet Wiebke insbesondere instrumentelle Hilfe, etwa bei der Kinderbetreuung, da sich Susann aktuell in einer Trennungsphase von ihrem Partner befindet. Im gleichen Zuge bekommt Wiebke Möbel aus der Haushaltsauflösung für das neu gekaufte Haus. Ob Susann schon immer im Ort gewohnt hat, wird aus dem Interview nicht deutlich. Erkennbar ist aber, dass auch Susann, trotz der kurzen Zeit der Freundschaft, wesentlich zum Wohlfühlen vor Ort beiträgt und die vorhandene Freundschaft als ein Bleibemotiv gilt.

Insgesamt ist auffällig, dass das Freundinnennetz aus einem soziodemografischen Blickwinkel sehr homogen bzgl. Alter, Geschlecht, aber auch beruflicher Stellung ist. Allerdings ist der Status der Freundschaft unabhängig von der tatsächlichen territorialen Nähe. Die Freundinnen müssen nicht per se vor Ort wohnen – zuträglich, wenn sie nicht vor Ort wohnen, ist eine zeitliche Perspektive. Das heißt, wenn sie schon lange befreundet sind, wie bspw. Maja, ist es auch unwesentlich, ob sie sich regelmäßig tatsächlich treffen. Darüber hinaus fällt auf, dass diesen Freundschaften erst in der standardisierten Netzwerkerhebung eine größere Relevanz zukommt. Zuvor, im biografischen Gespräch, wurden sie nur beiläufig erwähnt – etwa als Wiebke davon berichtet, dass sie und ihr Partner sich über diesen Freundinnenkreis kennengelernt haben.

Ein zweites Cluster ist das familiäre Netzwerk. Wiebkes Eltern sind beide im Wohnort aufgewachsen, haben also keine Wanderungserfahrungen. Auch ihre Großeltern lebten zeitweise im Haus der Eltern, im Anbau. Wiebke wächst also in einem Mehrgenerationenhaushalt auf. Die Pflege der Großeltern spielt

	<p>von Anfang an eine Rolle. Sie berichtet, dass ihre Eltern bereits „<i>bisschen gebrechlich</i>“ sind. Dies gibt Wiebke auch als Grund an, warum sie in den Ort des Aufwachsens zurückgekehrt ist – nur so sei sie für ihre Eltern „<i>greifbar</i>“. Beide sind aktuell berufstätig. Ihre Mutter ist Bürofachangestellte. Ihr Vater ist Handwerker und beruflich in der Woche nicht zu Hause. Wenn es darum geht, mit wem Wiebke sehr persönliche Themen bespricht, gibt sie auf der einen Seite ihre beste Freundin an, auf der anderen Seite ihre Mutter, wobei sie gleich einschränkend erwähnt, dass sie nicht immer so ein gutes Verhältnis gehabt haben. Derzeit ist ihre Mutter eine große Unterstützung bei der Kinderbetreuung. Aktuell wohnt Wiebke mit ihrer Familie, dem fünfjährigen Sohn und dem Ehemann im Anbau des Elternhauses. Auch wenn die Eltern im gesamten Gespräch nicht viel Raum einnehmen, wird bei einem näheren Blick doch deutlich, dass sie es vor allem sind, die in biografischen Entscheidungsprozessen eine Rolle spielen. Zum einen als Push-Faktor – wenn es darum geht, einen sozialen und ökonomischen Verselbstständigungsprozess anzunehmen und ins Wohnheim der Hochschule zu ziehen –, aber auch als Pull-Faktor – wenn es um die Rückkehr ins Elternhaus und damit um eine finanzielle Besserstellung (sie können im Anbau mietfrei wohnen) sowie um die alltägliche Unterstützung bei der Kinderbetreuung geht.</p> <p>Zudem tauchen im Gespräch Kolleg:innen aus den unterschiedlichen erwerbsbedingten Stationen auf; diese spielen aber darüber hinaus keine relevante Rolle.</p>
<p>Ortsbeschreibungen</p>	<p>Auf die Frage der Interviewerin „<i>Kannst du mir’n bisschen was über [Kleinstadt] erzählen? Was ist das hier für’n Ort?</i>“ antwortet Wiebke zunächst sachlich mit Kennzahlen zu Einwohner:innen und Größe des Ortes. Schließt aber doch an Kindheitserinnerungen und Orte an, die sich verändert haben bzw. die es nicht mehr gibt. So sagt sie, dass die Kleinstadt kein guter Ort zum Aufwachsen sei, da es so wenige Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche gibt. Aktuell bietet ihr der Ort keine Möglichkeit, sich beruflich zu verwirklichen, da es keine Arbeitgeber:innen gibt, „<i>wo du wirklich denn auch mit ’m Studium was mach’n kannst</i>“. Aus ökonomischer, funktionalistischer Perspektive fällt auf, dass Wiebke in diesem Ort nur bedingt Haltefaktoren des Bleibens sieht; dennoch verbindet sie mit dieser Kleinstadt <i>wdiesesheimeliche Gefühl, dieses geborgen hier</i>“.</p> <p>Als sie über den momentanen Zustand des Ortes spricht, fällt ihr auf, dass er „<i>zersiedelt</i>“ wird durch die gewerbliche Bebauung am Ortsrand. Sie befürchtet, dass darunter die Geschäfte in der Innenstadt leiden. Interessant ist, dass Wiebke davon ausgeht, dass sich die Schließung einzelner Geschäfte auf umliegende Läden auswirkt. Als Beispiel nennt sie die Schließung der Bankfiliale im Zentrum. Unter Umständen sei das noch „<i>der</i></p>

einzigste Halt [gewesen], warum die Leute da noch anhalten könnten und vielleicht da einkaufen gehen würden“.

Auffällig ist, wie auch in anderen Gesprächen, ein Narrativ, das auf Abbau, Rückgang und Wegzug beruht, jedoch mit Hoffnung schließt: „Also ich glaub, das kommt so bisschen zum Aufleben, auch so diese ganze Tourismussache, ne.“

Verorten

Eine Rechtfertigung, warum sich Wiebke als Gebliebene bezeichnet, findet stets in einem Narrativ statt, das an eine von ihr definierte Normalität angelehnt ist. Der Satz „*Man will zur Normalschicht gehören*“ ist ganz typisch für dieses Gespräch und bezieht sich auch auf die Einbettung im kleinstädtischen sozialen Gefüge. Damit einher geht ein traditioneller Lebensstil, der sich auf unterschiedlichen Ebenen durch ein hohes Sicherheitsbedürfnis ausdrückt. Dies meint insbesondere eine materielle und finanzielle Sicherheit bei gleichzeitiger anspruchloser Anpassung an die scheinbare Normalität vor Ort. Wiebke geht einem Vollzeit- sowie einem Minijob nach. Nach einigen Jahren des Studiums, das sie als „*Pause*“ bezeichnet, „*muss [sie] [...] auch mal endlich wieder Geld verdienen*“, um sich nun auch das Eigenheim leisten zu können. Darin spiegelt sich der Wunsch nach gesicherten sozialen Verhältnissen und einem für sie angemessenen Status wider. Daher ist das Bleiben in der Kleinstadt für Wiebke eher ein Zustand als ein sich wandelnder Prozess. Ehe, Kind, Haus, Hof, Job sind für sie die Eckpfeiler des guten Lebens. Aufgrund dessen spielt die Frage des Gehens oder Bleibens momentan keine Rolle, schließlich sind all diese Bedingungen zumindest fragmentarisch vorhanden. Daher ist es auch nicht ungewöhnlich, dass diese Fragen in anderen Lebensphasen auf dem Tableau standen, bspw. als es um die Ausbildung ging. Allerdings ist auch hier davon auszugehen, dass Wiebke ging, um zu bleiben: Zum einen pflegte sie weiterhin vielschichtige Beziehungen vor Ort, etwa mit dem festen, langjährigen Freund:innenkreis. Zum anderen bot ihr die Ausbildung, die nicht vor Ort stattfand, aufgrund der Nähe die Möglichkeit, sich beruflich zu entwickeln und gleichzeitig sowie auch in Zukunft im Ort des Aufwachsens zu wohnen.

Wiebke sieht sich als Teil des sozialen kleinstädtischen Gefüges. Sie genießt die Atmosphäre, die entsteht, wenn „*jeder jeden kennt*“. Damit einher gehen keine Unterschiede zwischen sich und den Bewohner:innen vor Ort. Vielmehr beschreibt sie sich als Teil oder Element der Bewohner:innenschaft der Straße, in der sie aufgewachsen ist.

Somit werden keine konkreten Strategien des Bleibens deutlich. Wiebke sieht sich als aufgenommen und zugehörig, auch aufgrund der Einbettung in das soziale Netzwerk, als Teil des größeren familiären und freundschaftlichen festen Gefüges. Die Akteur:innen dieses Netzwerks leben alle im Wohnort Wiebkes.

<p>Räumliche Mobilität</p>	<p>Beim Thema Pendeln geht es Wiebke weniger um das Erreichen von Nahversorgung, Kultur- und Freizeitveranstaltungen oder Freund:innen, sondern vielmehr um den Kontext der Erwerbsarbeit. Sie kritisiert vor allem den damit einhergehenden Zeitverlust: „<i>Was ich haltaucha nmeiner Ausbildungsotollfand, ich hab die hier in [Kleinstadt] gemacht, ich konnte mit'm Fahrrad infahren. Also'n Traum wär'jaecht, in [Kleinstadt] Arbeit zu finden, ne. Dass du mit'm Fahrrad zur Arbeit kannst oder auch zu Fuß, dass du diese Zeitersparnis dieses Fahrens auch hast, ne.</i>“ Bisherige Erwerbstätigkeiten waren mit einer einfachen Wegstrecke von 45 min bis zu 1,5 h verbunden.</p> <p>Dass Wiebke den Ort des Aufwachsens tatsächlich bereits verlassen hat, verwundert sie in der Reflexion selbst: „<i>[...] weil, ich wollt einfach hier irgendwie nich' wegzieh'n</i>“. Schließlich erklärt sie die Umzüge als biografische Selbstverständlichkeiten, also als Handlungen, die für sie als Unhinterfragbarkeiten gelten. Grund für den ersten Umzug war der Ablösungsprozess vom Elternhaus, der zweite Umzug vollzog sich aufgrund der Partnerschaft: Sie zog mit ihrem heutigen Ehemann zusammen. Hier ist jedoch fraglich, inwieweit ein Weggehen vom Ort des Aufwachsens tatsächlich stattgefunden hat, denn damit war zu keiner Zeit ein Abbruch alter (oder aber die Schließung neuer) Beziehungen verbunden. Vielmehr war Wiebke am Wochenende häufig noch bei den Eltern oder für Freizeitaktivitäten im Ort. Wenn sie davon spricht, dass viele ihrer Schulfreund:innen den Ort verlassen haben, geht damit trotzdem weder eine besonders negative noch eine besonders positive Bewertung einher.</p>
<p>Städtische Räume</p>	<p>Großstädte spielen für Wiebke eine untergeordnete Rolle. Dies hat weniger mit einer Abwertung zu tun als mit einer Sicht auf Großstädte, die einer funktionalistischen Perspektive entspricht: Städtische Räume sind für sie nur dann relevant, wenn es Orte der Erwerbsarbeit sind.</p> <p>Generell betont sie: „<i>Also ich glaub, Großstädte sind garnichts für mich, das is' so. Ich weiß nich', ich glaub', ich würde mich auch schwertun irgendwie in 'ner Großstadt zu wohn'.</i>“ Als Begründung gibt sie zunächst ein diffuses Gefühl an, das nicht den einen Grund dafür hergebe. Vielmehr sieht sie eine Abgrenzung zu ihrem jetzigen Wohnort, der Kleinstadt, zum „<i>Heimelichen</i>“ vor Ort. Damit einher geht eine bestimmte territoriale Überschaubarkeit sowie eine Funktions- und Verfügungsoption: Hier kennt sie sich aus, hier findet sie ein soziales bekanntes Gefüge des „<i>jeder kennt jeden</i>“ vor. Diese raumkonstituierenden Elemente in ihrer positiven Wirkung spricht sie der Großstadt ab.</p>
<p>Ortsbindung</p>	<p>Auch wenn die Ortsbeschreibungen von Wiebke zunächst nicht vermuten lassen, dass eine hohe Ortsbindung besteht, wird subtil doch sehr deutlich, wie verwurzelt sie in bzw. wie fest</p>

verzahnt ihre Biografie mit dem von ihr definierten relevanten Raum ist. Und dies, obwohl sie bereits an zwei anderen Orten (ca. 45.000 und 95.000 Einwohner:innen) für jeweils circa zwei Jahre gewohnt hat. Währenddessen bestanden allerdings vielschichtige Verflechtungen mit dem Ort des Aufwachsens, sei es durch Freizeitaktivitäten ihres Partners oder familiäre und freundschaftliche Bindungen. Wiebke hat bspw. jedes Jahr ihren Geburtstag mit einem stabilen Freundeskreis auf dem Hof ihrer Eltern gefeiert. Andere Orte sind also im Lebenslauf zwar relevant und vorhanden, verlieren aber im Laufe der Biografie an Bedeutung, während der Ort des Aufwachsens stets präsent ist. Bis zum 27. Lebensjahr hat Wiebke im Elternhaus gewohnt: „[...] weil, ich wollt einfach hier irgendwie nicht wegzieh'n. Ich=ich weiß nich', ob das Ängstewar'n, dass man irgendwas Neues kenn'lernt. So zu Hause weiß man, wie alles is'.“ In diesem Zitat steckt eine autobiografische Thematisierung, die sich durch das gesamte Gespräch zieht. Wiebke spricht an, dass sie sich in dem bekannten Raum, in der Kleinstadt, auskennt. Dies schließt eine Sicherheit bezüglich Handlungs- und Entscheidungsoptionen und -möglichkeiten ein. Ganz salopp: Sie weiß sich im relevanten Raum zu bewegen. Damit verbunden ist ein hoher Identifizierungsgrad. Ausdruck findet dies auch in der folgend beschriebenen Szene: „Hier kenn' ich alles, ne. Auch wenn man hier zum Zahnarzt geht oder zum Arzt, da wirst du nicht Frau Roth [Geburtsname, Anm. d. A.] oder Frau Ganzow, nein, da bist du noch Wiebke, ne. Die kenn' mich seit=seit Kind auf.“ Hier beschreibt Wiebke die Gegenseitigkeit der Beziehungen. Diese Form der Vertrautheit schätzt sie sehr. Interessant ist, dass hier nicht die ärztliche Versorgung im Mittelpunkt steht und auch nicht als konkreter Bleibegrund genannt wird, sondern die Arztpraxis vielmehr als sozialer Ort der Begegnung und Beziehung gesehen wird. Dabei spielt ein kleinstadtgesellschaftliches Gefüge keine ausdrückliche Rolle – viel mehr als etwa Angela Neumann (Fallportrait 2) verortet sich Wiebke in einem freundschaftlichen und familiären Gefüge. Und dennoch sind die Beziehungen, die durch sog. *weak ties* (weniger enge Bindungen) definiert werden, äußerst relevant für diesen hohen Grad des Verortens.

Wohnen

Wiebke wächst in dem Haus auf, in dem auch ihr Vater aufgewachsen ist. Aus diesem Grund wohnt auch „*der Vater von meinem Vater [...], der das Haus damals auch gebaut hat*“, mit im Haus. Dazu gehört ein Anbau, der kurzzeitig als Büro vermietet worden war, bevor ihre Großeltern mütterlicherseits dort einzogen. Mit 27 Jahren, bereits nach Ausbildung und sieben Jahren Erwerbsleben, zieht Wiebke ins Studentenwohnheim, „*weil ich dachte, ok, vielleicht is' doch mal, dass irgendwie, dass du bisschen rauskommst, vielleicht auch so bisschen von den Eltern abnabeln*“. Dies geschieht allerdings in der Regel nur unter der Woche. Tatsächlich verbringt sie die Wochenenden

	<p>häufig bei den Eltern. Erst als sie im Laufe des Studiums ihren jetzigen Ehemann kennenlernt, ist sie fortan auch oft in seiner Wohnung in Schwerin, bevor sie gemeinsam in eine Doppelhaushälfte in Schwerin ziehen. Dort wird ihr Sohn geboren. Die Mietwohnung wird zu eng und Unterstützung wird gebraucht – an dieser Stelle bieten sich Wiebkes Eltern an: <i>„Na ja, denn kommt jetzt zurück zu uns, ist ja auch finanziell besser, ne. Im Studium kriegst’ja auch nichtviel.“ Genau, das war der Grund, warum wir hier wieder zurückgezogen sind.“</i> Mit 31 Jahren zieht Wiebke daher zusammen mit Freund und Kind zurück in den Anbau des Elternhauses, mietfrei. Mittlerweile sind ihre Großväter verstorben und ihre Oma wohnt nun im Haus der Eltern. Der Zeitpunkt des Rückzugs ist auch der Moment, an dem Wiebke und ihr Partner beginnen, ein eigenes Haus zu suchen, <i>„weil, was Eigenes ist ja doch schöner“</i>. Dabei priorisieren sie ein Haus im Ort des Aufwachsens, schauen sich aber auch Häuser in der näheren Umgebung an. Ein Kauf scheitert allerdings jeweils an der finanziellen Situation der beiden. <i>„Durch Zufall“</i> bekommen sie dann mit, dass zwei Häuser weiter, in der Straße ihres Elternhauses, eine Doppelhaushälfte frei wird. Zunächst ist Wiebke nicht überzeugt, da die Nähe zu ihren Eltern dagegenspricht. Weil sie aber den Nachbarn nicht enttäuschen wollen, der ihnen einen Besichtigungstermin vermittelt hat, schauen sie sich das Haus und Grundstück an. Wiebke erläutert drei Gründe für ihre letztendliche Zusage: erstens, <i>„ich wollte eigentlich schon in ’ner Nähe bleiben, weil, wenn irgendwas is’, dann bist du schnell da“</i> ξ also doch die Nähe zu den Eltern und damit die Möglichkeit, Unterstützung zu leisten; zweitens, die bauliche Gestaltung des Hauses; und drittens, die finanzielle Situation, da <i>„noch kein Makler zwischengeschaltet“</i> war und sie einen weiteren Anstieg der Grundstückspreise vor Ort vermuten. Interessant ist, dass in der Abwägungsphase des Entscheidungsprozesses für dieses Haus nur Mitglieder ihrer Herkunftsfamilie, das familiäre Gefüge, erwähnt werden: Wiebke denkt an ihre Eltern, die zukünftig fürsorgliche Unterstützung benötigen, und an ihre Schwester, die diese Unterstützung nicht leisten kann, weil sie nicht vor Ort wohnt. Weder ihr Partner noch ihr Kind kommen zur Sprache.</p> <p>Zum Zeitpunkt des Gesprächs wird das Haus noch umgebaut und sie wohnen noch nicht darin – schließlich sind beide beruflich sehr eingespannt und kommen nur am Wochenende zum Umbau. Geplant ist, dass sie innerhalb des nächsten Dreivierteljahres einziehen.</p>
<p>Entscheidungs-konstellation</p>	<p>Insgesamt spielen soziale Beziehungen in Entscheidungsprozessen eine untergeordnete Rolle. In erster Linie werden Entscheidungen aufgrund rationaler Motive, häufig aufgrund der finanziellen Lage, gefällt. Bei genauerem Hinsehen fällt allerdings auf, dass jeweils unterschiedliche</p>

Personen eine wesentliche Rolle spielen, sei es als reine Informant:innen oder als aktiv am Aushandlungsprozess Beteiligte. Auffällig ist darüber hinaus, dass auch Personen eine Rolle spielen, die erst im erweiterten sozialen Netzwerkkreis auftauchen und denen damit weniger feste, enge Bindungen zugesprochen werden – bspw. Wiebkes Tante, die ihr den Tipp gibt, doch noch den Fachhochschulabschluss zu machen: „*Und meine Tante meinte so, ‚Oah Wiebke du kannst mehr, ne! Oha, willste nicht noch studieren?‘ Und dennhattesie sich auch so bisschen informiert, ich wär' da sonst, glaub' ich, nie drauf gekomm'*“.

Im Vergleich zu den anderen geführten Gesprächen fällt bei Wiebke auf, dass sie in der Regel nach rationalen bzw. rein pragmatischen Gründen entscheidet und weniger emotionale oder diffuse Gründe angibt. Hier geht es um finanzielle Besserstellung, berufliche Zukunftsperspektiven und Zeitpolitik. Damit einher geht ein Aushandlungsprozess, der auf soziale Sicherheit und die Befriedigung der Erwartungen anderer abzielt: „*[...] man will zu dieser Normalschicht gehör'n*“. Der Abwägungsprozess ist immer wieder geprägt durch den Abgleich mit einer scheinbaren Normalität. Irrationale oder auch emotionale Aspekte spielen dann eine Rolle, wenn Wiebke von dem Ort des Aufwachsens spricht, in dem sie nun auch wieder wohnt. So kommt hier ein Konglomerat rationaler Vorteile dieses Wohnstandortes zusammen, das durch emotionale Gründe verstärkt wird, die jedoch nicht ausschlaggebend sind.

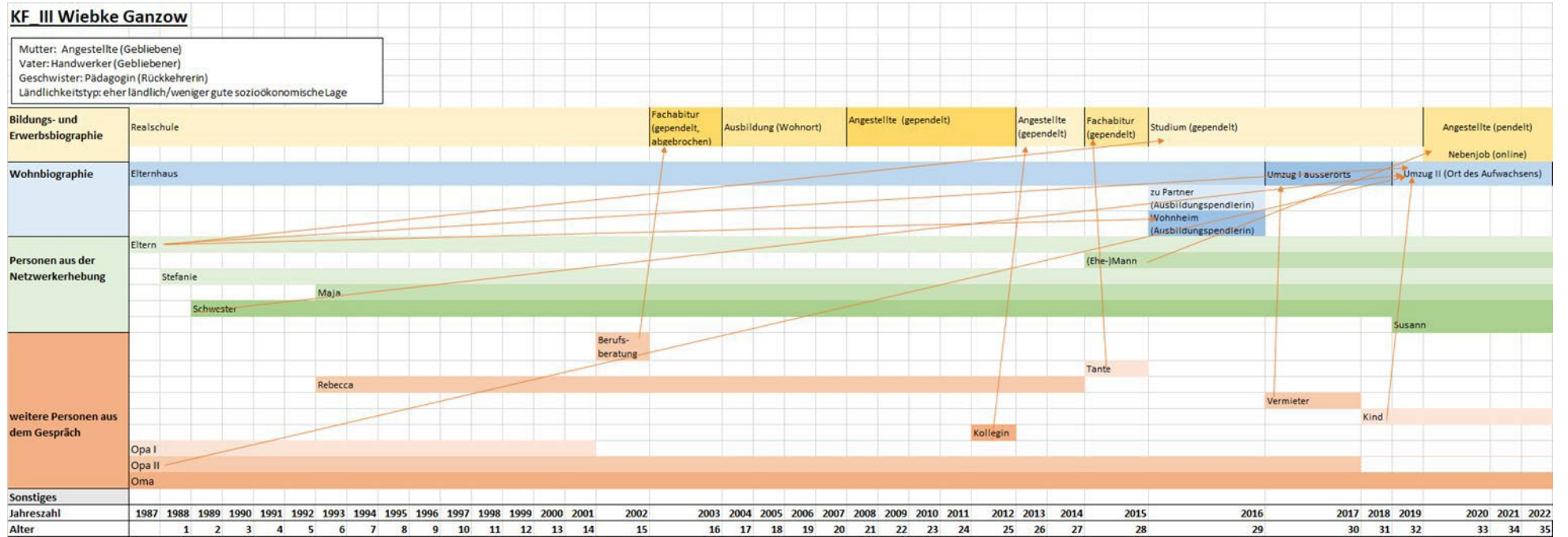


Abb. 5: Lebenslauf Wiebke Ganzow (eigene Darstellung)

Netzwerkkarte



Abb. 6: Netzwerkkarte Wiebke Ganzow (eigene Darstellung)

4.4 Fallportrait 4: Anja Voss

Allgemeine Angaben	
Alter	36 Jahre
Kinder	5 Kinder (15, 14, 9, 5, 1 Jahr/e)
Familienform	Partnerschaft seit 18 Jahren, verheiratet
Jobsituation	Elternzeit (pädagogische Angestellte)
Bildungsabschluss	Abitur/Bachelor
Führerschein	vorhanden
Einwohner:innenzahl	ca. 17.500 (Stand 2021)
Küpper-Index	Typ 1: sehr ländlich/weniger gute sozioökonomische Lage
Interviewort	zu Hause bei IP, März 2022
Sample	Vielpersonenhaushalt, Eigentum
Schlagworte	Bleiben ist keine Einzelentscheidung

Motto: „Er will immer, dass wir hier bleiben.“

Soziale Beziehungen im Allgemeinen	<p>Anja sind gute soziale Beziehungen sehr wichtig. Dabei geht es weniger um sehr enge Bindungen als um Beziehungen in jeglichen Kontexten. Sie hat im Gegensatz zu den anderen geführten Gesprächen mehrere Freund:innenkreise, die sich untereinander nicht kennen: Da gibt es die Freund:innen aus der Schule, diejenigen aus dem Kindergarten ihres Sohnes und Personen aus dem beruflichen Kontext. Darunter sind vereinzelt auch enge Beziehungen.</p> <p>Diese Vielfalt der sozialen Beziehungen ist kein Garant für eine ausgeprägte Ortsbindung.</p>
Soziale Beziehungen im Besonderen	<p>Im aufgezeigten Netzwerk gibt es zwei Cluster: ein familiäres und ein freundschaftliches Netzwerk. Über die standardisierte Netzwerkerhebung, im Leitfadeninterview, kommen im Rahmen dieser Cluster noch mehr Akteur:innen zur Sprache.</p> <p>Das familiäre Gefüge ist von einer besonders engen Beziehung zu Anjas Eltern geprägt. Dies zeigt sich zum einen an der sehr dichten Positionierung an „Ego“ in der Netzwerkkarte, zum anderen durch die vielfältigen Unterstützungsleistungen im Alltag. Ihre Eltern sind beide Anfang 60 und berufstätig – ihre Mutter im pädagogischen Bereich, ihr Vater als selbstständiger</p>

Berater. Beide kommen aus der Umgebung und sind in dieser Kleinstadt aufgewachsen. Nachdem sie in Anjas Kindheit wenige Jahre zur Großmutter in den Nachbarort gezogen sind, haben sie ihren „Altensitz“ wieder zurück in die Kleinstadt, in Anjas Nahraum, verlegt. Mit diesem Rückzug ging eine deutliche Vergrößerung der Wohnfläche einher, sodass Anja, ihr Mann und die ersten zwei Kinder nach kurzem Aufenthalt in einem anderen Ort mit ins Haus zogen. Die Enge und Nähe, insbesondere wahrgenommen vom Ehemann, führt allerdings zu Konflikten. Es ist klar: „[...]damit die Freundschaft bleibt, müssen wir hier wegziehen“. Anja schätzt das offene Elternhaus sehr, in dem Freund:innen immer willkommen sind, so veranstaltet sie noch heute Treffen dort, bspw. mit Eltern aus der Kita. Wenn es um biografische Entscheidungen geht, etwa einen Umzug oder Jobwechsel, werden die Eltern nicht im Aushandlungsprozess erwähnt. Das liegt allerdings weniger daran, dass sie nicht Teil dessen sind, sondern vielmehr, dass ihr Mann diesen Abwägungsprozess dominant führt.

Anja hat unterschiedliche Freund:innencluster. Die Personen, die sie konkret in der Netzwerkerhebung nennt, stammen jeweils aus unterschiedlichen Bereichen. Da ist zum einen Mona, eine Freundin aus Schulzeiten. Mit ihr verbringen Anja und ihre Familie auch die Freizeit, bspw. fahren sie gemeinsam zelten, schließlich haben sie etwa gleichaltrige Kinder. Anja kennt Mona zwar schon aus Kindheitstagen, Grundlage der aktuellen Freundschaft ist allerdings, dass ihre Kinder in die gleiche Kita gehen. Mona gehört zum „Muttikreis“, der sich regelmäßig am Nachmittag trifft.

Im Weiteren benennt sie Ina, mit der sie auch etwas in der Freizeit unternimmt, auch eher im familiären Kontext. Ina wohnt nicht im gleichen Ort, sie ist karrierebedingt einige Male umgezogen. Nunmehr möchte sie sesshaft werden und sucht in der Nähe der Kleinstadt – auch ihr Ort des Aufwachsens – Möglichkeiten dazu. Auch Ina kennt sie aus der Schulzeit, sie gehört allerdings zu dem Freund:innenkreis, zu dem Personen aus ganz unterschiedlichen Orten gehören: Frankfurt am Main, Berlin, Stuttgart, Rostock, Magdeburg. Gemeinsam fahren sie einmal im Jahr in den Urlaub und treffen sich Weihnachten vor Ort.

Christine, als weitere Person im standardisierten Netzwerk, wird ebenfalls benannt, wenn es um Freizeitaktivitäten geht, allerdings spielen hier die Kinder keine Rolle, wobei sie auch im beruflichen Kontext zusammenkommen. Christine ist Sportlehrerin und zeitweise in der pädagogischen Einrichtung, in der Anja angestellt ist, tätig.

Darüber hinaus wird im Gespräch deutlich, dass auch jene Freundinnen relevant sind, die aus einem ehemaligen

beruflichen Kontext stammen und sich ungefähr alle drei Monate treffen. Ob es in diesem Kreis auch zu sehr vertrauensvollen Gesprächen kommt, ist nicht klar. Allerdings beruht er auf gegenseitiger Zuneigung und Sympathie; Grundlage ist hier eine Gemeinsamkeit: der ehemalige Arbeitgeber.

Insgesamt ist Anja in unterschiedlichen Kontexten stark sozial eingebunden. Dabei geht es weniger um besonders enge, vertrauensvolle Freundschaften, sondern vielmehr um eine Vielfalt sympathischer Beziehungen, die den Alltag unterstützen. Dass hier ein eher loses Verhältnis der Vielzahl an Freundschaften (vielleicht auch eher Bekanntschaften) vorliegt, wird deutlich, als es um Aushandlungsprozesse in Rahmen von Entscheidungshandlungen geht. Hier werden sie nur marginal als Informant:innen, Diskussionspartner:innen oder Feedbackgeber:innen erwähnt. Die unterschiedlichen freundschaftlichen Beziehungen sind es nicht, die sie in der Kleinstadt halten. Dies ist allerdings insofern nicht verwunderlich, als es teilweise völlig ortsunabhängige Freundschaften sind.

Wenn es um konflikthafte Beziehungen geht, sind zwei Personen relevant. Da gibt es zunächst ihre ehemalige Chefin, die sie als „*choleric*“ beschreibt. Generell ging es in den Konflikten um unterschiedliche Auffassungen von Arbeitsweisen. Obwohl sie nicht mehr für diesen Betrieb tätig ist und nur marginal Kontakt zu der Exchef in pflegt (insbesondere aktuell, da sie in Elternzeit ist), ist diese Beziehung emotional nachhaltig.

Wenn es um Streit geht, wird auch ihr Ehemann benannt. Dabei geht es weniger um die Beziehung zu „Ego“, die generell als sehr eng dargestellt wird. Vielmehr spielen Beziehungen von „Ego“ zu anderen *Alteri* eine Rolle. So ist Anja diejenige, die die Beziehung zu seiner Familie aufrechterhält: „*Und ich hab jetzt den Kontakt, er hätte auch zu seiner [Familie] sonst keinen Kontakt mehr.*“ Denn Anja ist ein harmonisches Familienleben sehr wichtig. Darüber hinaus gibt es Streit zwischen ihrem Ehemann und dessen Schwester, zudem werden Konflikte mit ihren Eltern angesprochen.

Ihren Ehemann hat Anja bereits in der Schule kennengelernt. Er kommt auch aus der Kleinstadt, in der ebenfalls seine Eltern und seine Schwester leben. Nach dem Studium beginnt für ihn eine rasante berufliche Karriere, sodass er mittlerweile, mit Anfang 30, Leiter einer mittelgroßen Firma in der Kleinstadt ist. In seiner Freizeit kümmert er sich viel um die zwei Hunde der Familie und versucht aktuell einen Handballverein zu gründen, was allerdings an den zu wenigen Mitgliedern zu scheitern droht. Insgesamt wird der Eindruck vermittelt, dass Anjas Ehepartner

sehr dominant in unterschiedlichen Beziehungen sowie hinsichtlich Entscheidungen ist, die sowohl den familiären Kontext betreffen, bspw. Umzüge: *ωPatrick war eigentlich immer so der treibende Keil*, aber auch, wenn es um Anjas berufliche Entscheidungen geht: *„[...]ja, mein Mann war ja hier beim [Arbeitgeber], und der hatte dann gesehen, also da war'n grad diese Umschulungen zur Erzieherin, die hat das Arbeitsamt finanziert. Und sacht'er, mach' doch erst mal das. Da hast du wenigstens schon was. Und denn wollt ich eigentlich gar nicht richtig und dann hab ich das aber gemacht.“*

Darüber hinaus spielen weitere einzelne Personen im Gespräch eine Rolle, etwa Anjas drei Brüder. Zwei von ihnen seien zum Teil der Grund dafür, dass sie kurzzeitig in ihre Nähe gezogen ist.

Insgesamt wird im Vergleich zu den anderen geführten Netzwerkerhebungen und Gesprächen hinsichtlich der sozialen Beziehungen deutlich, dass weniger enge, auf Qualität beruhende Beziehungen geführt werden, sondern vielmehr Beziehungen, die in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen eine Rolle spielen. Die *Alteri* aus dem Freundinnenkreis sind zudem sehr homogen: Alle sind ungefähr im gleichen Alter, in einer Partnerschaft mit Kindern und alle haben einen ähnlichen beruflichen Status. Überspitzt findet sich dieses Analyseergebnis in folgendem Zitat wieder: *„[...] meine Freunde, wir sind ja jetzt 36, und die sind alle sehr spät Eltern geworden, ne. Nah, Ina und Martin jetzt vielleicht jetzt auch normal, ne. Ina hat Anton mit ja, mit 32, ne. Und ich hab immer, ich bin immer nochmal mit schwanger geworden irgendwie. Also erstham die Ersten, dann kam das dritte Kind. Da hatten die Ersten von uns so angefangen, Kinder zu kriegen. Dann ähm als äh Ina jetzt Anton gekriecht hat, da hab ich das vierte Kind gekriegt, ist ja auch ansteckend, so schwanger sein. Und jetzt ham die Letzten bei uns ihr erstes Kind gekriegt, und da bin ich auch wieder schwanger.“*

<p>Ortsbeschreibungen</p>	<p>Anja beschreibt die Kleinstadt sehr sachlich. Infrastrukturell spricht sie nur die „<i>Vereinslandschaft</i>“ an, die „<i>echt dünn</i>“ ist und nicht die Sportmöglichkeiten bietet, die sie sich für ihre Familienmitglieder wünscht. Wenn es um die Bewohner:innen vor Ort geht, sagt sie: „[...] <i>jeder Mensch lebt ja auch 'nen bisschen immer so in seiner Blase</i>“. Diese Metapher skizziert Anjas relevanten Raum sehr gut. So hat sie ihre „<i>festen Läden</i>“, in die sie geht, die immer gleichen Leute, die sie trifft, und dazu einen sehr routinierten Alltagsablauf, der Besonderes kaum ermöglicht. An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass sie Mutter von fünf Kindern zwischen einem und fünfzehn Jahren und hauptverantwortlich für die Care-Arbeit zu Hause ist.</p> <p>Raumkonstituierende Elemente werden weder durch objektive Tatsachen und Möglichkeiten vor Ort, das kleinstädtische soziale Gefüge oder freundschaftliche soziale Beziehungen aus der</p>
----------------------------------	--

	<p>Netzwerkerhebung definiert. Im Vergleich zu den anderen Gesprächen kommen hier Bewohner:innen des Ortes nur dann zur Sprache, wenn sie Funktionen erfüllen, bspw. Angestellte in Geschäften sind, in denen sie einkaufen geht, oder aber aus dem beruflichen Kontext stammen, also Klient:innen sind. Auffällig ist auch, dass in diesem Interview nicht auf das Kleine-Welt-Phänomen eingegangen wird: ‚Jeder kennt jeden‘ kommt hier nicht vor.</p> <p>Die Frage „Gehen oder Bleiben?“ taucht dennoch auf. Es ist allerdings nicht dieser Ort, der sie als Pull-Faktor hält. Es ist vielmehr ihr Mann: „<i>Der kommt halt auch hier her, ist hier doll verwurzelt.</i>“ Sie hingegen „<i>hätte gar nichts dagegen, mitzugehen, aber er will das nicht. Er will immer, dass wir hier bleiben.</i>“ Gemeint sind häufige, an ihren Ehemann gerichtete Angebote, sich in anderen Städten Deutschlands beruflich weiterzuentwickeln. Diesen steht sie sehr offen, zumindest verhandlungsbereit gegenüber. Allerdings verbleibt diese Möglichkeit des Gehens auf einem sehr niedrigen Niveau, denn sie wird vonseiten des Ehepartners von vornherein ausgeschlossen.</p>
--	--

Verorten

Die Kategorie Verorten beeinflusst einen bestimmten Grad der Bleibeintention maßgeblich. Diese ist nicht notwendigerweise an die konkrete Kleinstadt, an den Ort gebunden, sondern viel eher an einen Raum, der für die Gesprächspartnerinnen von Bedeutung ist. Ein Teil des Verortens ist das Rechtfertigen des Bleibens. Im Gespräch mit Anja ist interessant, dass dies ständig in Bezug auf die Biografie des Ehemannes geschieht. Anja spricht davon, dass er hier aufgewachsen sei, dass er schon immer hier in einer bestimmten Firma habe arbeiten wollen, dass er sich hier einen Handballverein aufbaue. Auf diese Weise geschieht eine Rechtfertigung des Bleibens, die jedoch weniger auf der Realisierung des eigenen Lebensentwurfs basiert.

Aufgrund dessen ist die Frage „Gehen oder Bleiben?“ im Gespräch präsent und wird nicht – wie in anderen Gesprächen – von vornherein negiert. Tatsächlich wird Gehen als mögliche Alternative gesehen, die zwar – auch perspektivisch – vermutlich keine realistische Umsetzung erfährt. Das Weggehen aus dem Ort des Aufwachsens ist insofern eine biografische Erfahrung, die sie selbst kurzzeitig erlebt hat, aber auch im Freund:innenkreis erfährt. Da sie erlebt, dass Beziehungen dennoch auf einem guten Niveau gehalten werden können, gesteht sie Personen aus ihrem Umfeld das Gehen zu und bewertet es nicht per se negativ.

Inwieweit Anja eine alltägliche Auseinandersetzung mit den Bewohner:innen vor Ort fokussiert, ist aus dem Gespräch schwer zu erfahren. Allerdings ist auffällig, dass kaum Berührungspunkte außerhalb des familiären und freundschaftlichen Netzwerks bestehen. Sie spricht zwar von

	<p>festen Läden, routinierten Arbeitswegen, von anderen sozialen oder kulturellen Betätigungen, in denen es möglich wäre, andere Personen zu treffen, sich auseinanderzusetzen und möglicherweise Teil des kleinstädtischen Gefüges zu sein; dies führt allerdings nicht so weit, dass diese Auseinandersetzungen alltäglich relevant wären.</p> <p>Auch wenn für Anja das Gehen eine bestimmte Relevanz hat und perspektivisch, zumindest in Gedanken, nicht ausgeschlossen ist, werden einige Bleibestrategien deutlich. So ist ihr die Aus- und Umgestaltung des Eigenheims und zugehörigen Grundstücks perspektivisch für die Kinder wichtig. Gleiches gilt im beruflichen Kontext: Obwohl innerhalb des Betriebes konflikthafte Beziehungen geführt werden, ist ein Fortführen der pädagogischen Arbeit vor Ort, möglicherweise in einer anderen Abteilung, wichtig. Auch die Beziehungspflege zu ihren Eltern sowie zu den Schwiegereltern kann als Bleibestrategie gedeutet werden, schließlich erhält sie hier Unterstützungsleistungen in Form von gegenständlicher Hilfe, bspw. wenn der Vater spontan Kinder abholen kann; aber auch psychische Hilfe – so nennt sie ihre Mutter als besonders wichtig für den Austausch von sehr persönlichen Gedanken.</p>
<p>Räumliche Mobilität</p>	<p>Das alltägliche Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsstelle nimmt Anja nicht als Belastung wahr. Im beruflichen Kontext muss sie zudem viel fahren, was sie als „<i>eigentlich immer ganz schön</i>“ empfand. So beschreibt sie, dass sie dann mal die Gelegenheit habe, Hörbücher zu hören. Darüber hinaus schätzt sie es, dass Nahversorgung jederzeit möglich ist und sie sich vor allem zu Fuß durch die Kleinstadt bewegen kann und auch drei der fünf Kinder bereits selbstständig unterwegs sind. Sie spricht zwar davon, dass sie gern an einem Waldrand auf einem Dorf leben möchte, betont aber gleichzeitig, wie unpraktisch diese Lage im Alltag wäre, wenn sie „<i>jedenimmerüberallhinfahren müsste</i>“.</p> <p>Auch hier wird die Beteiligung des Ehemanns am Entscheidungshandeln deutlich. Anja spricht davon, dass sie sich entgegen der Meinung (vielleicht auch Haltung) ihres Mannes für ein Auto entschieden habe: „<i>[...] das [ist], was mein' Mann stört. Mein Mann ist, eigentlich will der gar kein Auto haben, ne. Ich konnt' uns noch eins hier ergattern. Weil, er sacht, man kann ja auch alles mit Fahrrad machen.</i>“</p> <p>Auch wenn ihr Lebenslauf formal aufzeigt, dass Anja bereits gegangen ist und in anderen Orten gewohnt hat, gab es keinen Abbruch bzw. keine weniger intensive familiäre Beziehungspflege zu den Eltern vor Ort. Wie bereits erwähnt steht Anja dem Weggehen aus der Kleinstadt positiv gegenüber, wobei dies nicht raumunabhängig ist.</p>

Städtische Räume	<p>Städtischen Räumen, gemeint ist hier die Großstadt, steht Anja generell neutral gegenüber. Sie erwähnt allerdings, dass eine Großstadt für sie „mit Kindern immernicht vorstellbar“ ist. Im Gespräch wird keine konkrete Raumkonstruktion dessen vorgenommen, auch gelten sie nicht – wie in anderen Gesprächen üblich – als Referenzfolie für die Beschreibung des eigenen relevanten Raums.</p>
Ortsbindung	<p>Wie bereits weiter oben angedeutet, ist eine Ortsbindung nicht besonders ausgeprägt. Zwar wird von der Wichtigkeit des Ortes gesprochen, als Anja zeitweise gemeinsam mit ihren Eltern in den Nachbarort zieht; dennoch werden im Gespräch nur aus frühkindlichen Zeiten konkrete Plätze in der Kleinstadt benannt, die in besonderer Erinnerung geblieben sind oder an denen besondere Erfahrungen gemacht wurden, bspw. im Wald: „[...] in dem hatten wir immer Angst, dass uns ein Fuchs begegnet. Aber da war'n wir trotzdem gerne.“ Somit ist eine Grenzkonstruktion, wie sie bspw. Angela Neumann (Fallportrait 2) sehr deutlich macht, hier nicht vorhanden. Für Anja gibt es keine Differenzierungslinie, die den konstruierten Raum von einem anderen möglichen Raum abgrenzt. Hier sind es am ehesten noch die familiären Beziehungen, die in ihrer konkreten Reziprozität nur sehr aufwendig von einem anderen territorialen Ort geführt werden könnten: Die Eltern könnten keine konkrete Unterstützung in der Kinderbetreuung leisten und auch Anja könnte keine alltägliche praktische Hilfe anbieten.</p> <p>Wenn es um bestimmte Funktions- und Verfügungsfunktionen vor Ort und damit ganz pragmatische Ansprüche an den Lebensentwurf geht, fällt auf, dass Anja sich in der Regel nur in einer bestimmten „Blase“ aufhält. Deutlich wird das, wenn sie von ihrem Alltag spricht: „[...] ich hab so feste Läden, wo ich gern hingehe, zum Bioladen, zum Buchladen. Dass in da auch sehr nette Menschen in diesen Läden.“</p> <p>Damit, dass Anja sich in ihrem relevanten Raum auskennt – d. h., dass sie sich im Raum zu bewegen weiß, dass ihr bewusst ist, wie dies nach außen wirkt und wie sie diesen Raum nutzen kann –, geht eine Vertrautheit einher, die sie seit der Kindheit kennt. Ohne anderen Orten ihre Relevanz abzusprechen und auch unabhängig von der Ortsbindung besteht eine Identifizierung und damit ein Zugehörigkeitsgefühl zu ihrem Wohnort.</p>
Wohnen	<p>Anja ist in der Kleinstadt geboren, in der sie nun auch wieder lebt. Gemeinsam mit ihren zwei Geschwistern ist sie zunächst innerhalb dieser Kleinstadt umgezogen, da ihre Eltern ein Haus gebaut haben. Nur kurze Zeit später, zu ihrem dritten Geburtstag, ziehen sie in den Nachbarort, um näher an den Großeltern zu sein und diese zu pflegen. Nichtsdestotrotz zieht es sie stets zurück in ihre Geburtsstadt: „[...] hab aber mein [Kleinstadt] äh sehr vermisst, neal someine Freunde und so, das</p>

ist halt. Also ich bin ja hier auch zum Gymnasium gegangen, das war mein Glück, ich war nur ein halbes Schuljahr ähm in [Dorf] auf der Schule, fand das ganz schlimm. Also ich fand den ganzen Umzug ganz schlimm.“

Während des Abiturs wird Anja zum ersten Mal schwanger. Gemeinsam mit ihrem Partner zieht sie dann in die nächste Mittelstadt, da er dort eine Ausbildung macht, allerdings bleibt sie auch hier nur kurz, sie hat sich „*einsam gefühlt*“. Schließlich zieht sie zurück in die Geburtsstadt, um dann drei Jahre später in den suburbanen Raum einer Großstadt zu ziehen, gemeinsam mit ihrem Mann und mittlerweile drei Kindern. Dort beginnt sie ein Studium, bricht es allerdings wieder ab, da ein Umzug in ihre Geburtsstadt aufgrund des Krankheitszustandes ihres dritten Kindes unumgänglich ist. Nun wohnen sie wieder bei den Eltern, die jetzt eine große „*Villa*“ besitzen. Dies ist der Zeitpunkt, an dem die Beziehung zu den Eltern konfliktbehaftet wird, sodass klar ist: „*[...] damit die Freundschaft bleibt, müssen wir hier wegziehen*“. Sie kaufen eine Doppelhaushälfte in räumlicher Nähe zu ihren Eltern, eine Straße weiter, in der sie immer noch leben. Die jetzige Wohnsituation sieht Anja sehr ambivalent: Auf der einen Seite beobachtet sie, wie sich die räumliche Gestalt um die Doppelhaushälfte herum verändert: „*[...] ich muss mich irgendwie mit dem doofen Block da arrangieren*“, auf der anderen Seite planen sie perspektivisch einen Anbau, um mehr Platz für die sieben Familienmitglieder zu schaffen.

**Entscheidungs-
konstellation**

Das Entscheidungshandeln ist in jeweiligen Lebenssituationen unterschiedlich und richtet sich nach den aktuellen Bedürfnissen, aber auch nach den sozialen Beziehungen. Insgesamt ist zu beobachten, dass Anja selbst kaum Auslöser wahrnimmt, die bestimmte biografische Entscheidungen herausfordern. In der Regel wird mit anderen Personen (mehr oder weniger) abgestimmt, wie sich verhalten wird. Da sie ihren Ehemann bereits in der Schulzeit kennenlernt, ist er aus einer zeitlichen Perspektive an bisherigen Großentscheidungen des Lebenslaufs maßgeblich beteiligt. Hinzu kommt, dass beide schon früh Eltern werden (sie wird im Abitur schwanger) – fortan werden Entscheidungen so getroffen, dass sie weniger individuellen Bedürfnissen gerecht werden, sondern vielmehr im sozialen Kontext getroffen werden. Der kleinstädtische Raum spielt dabei kaum eine Rolle.

Andere soziale Beziehungen neben der partnerschaftlichen spielen als Auslösemomente eine Rolle. Beispielsweise berichtet Anja davon, dass sie die Arbeit einer Kollegin und ehemaligen Schulfreundin beobachtet hat, „[...] und da hab ich sie mal gefragt, was sie denn da macht, und da hat sie mir das erzählt, und das fand ich echt interessant. Und da hatte ich mich da auch beworben.“ Eine analoge Sequenz aus dem beruflichen Alltag schildert sie so: „Und irgendwann dachte ich dann, ach da war

hier, da hatte eine Mitstudentin, die hat im [Arbeitgeber] angefangen und die hat gesagt: ‚Ach Anja, komm‘ doch auch[...] ichbinja dann hingegangen.‘

Im konkreten Abwägungsprozess – also wenn die Ernsthaftigkeit einer Entscheidungsalternative geprüft wird – ist in der Regel die Meinung und Einstellung des Ehemanns dominant. Dies ist im Gespräch nicht in allen möglichen Entscheidungssituationen präsent, fällt aber in der Häufigkeit auf. Andere Personen – aus dem Freund:innen- oder Kolleg:innenkreis – spielen in der Regel eine Rolle als Informant:innen.

Anja nennt ihre Eltern und auch ihre Brüder als relevante Personen, wenn es um die Frage „Gehen oder Bleiben?“ geht: *„Ich bin ja zu mein‘ Brüdern nach [Großstadt] gegangen.“* Dies ist konkret für den Umzug nicht der primäre und vor allem nicht der einzige Grund, aber doch ein kleiner Teil der Folgeentscheidungen bzw. Nebeneffekte dieses Entscheidungshandelns.

Eine exponierte Rolle spielt allerdings ihr Ehemann und damit einhergehend die eigene familiäre Konstellation, wo mit fünf Kindern ganz unterschiedliche Bedürfnisse zu befriedigen sind. Beispielsweise zieht die Familie aus dem suburbanen Raum zurück in den Geburtsort, weil ein Kind dort eine Atemwegserkrankung bekommt und die Luftzustände in Ostseennähe ständige Krankenhausaufenthalte mit sich bringen. Ein Umzug ist hier unvermeidbar.

Insgesamt ist allerdings auffällig – vor allem im Vergleich zu den anderen Fallportraits –, dass Anja Voss wenig von „Glück“ spricht, sondern Entscheidungen rational und aufgrund tatsächlicher Problemkonstellationen getroffen werden.

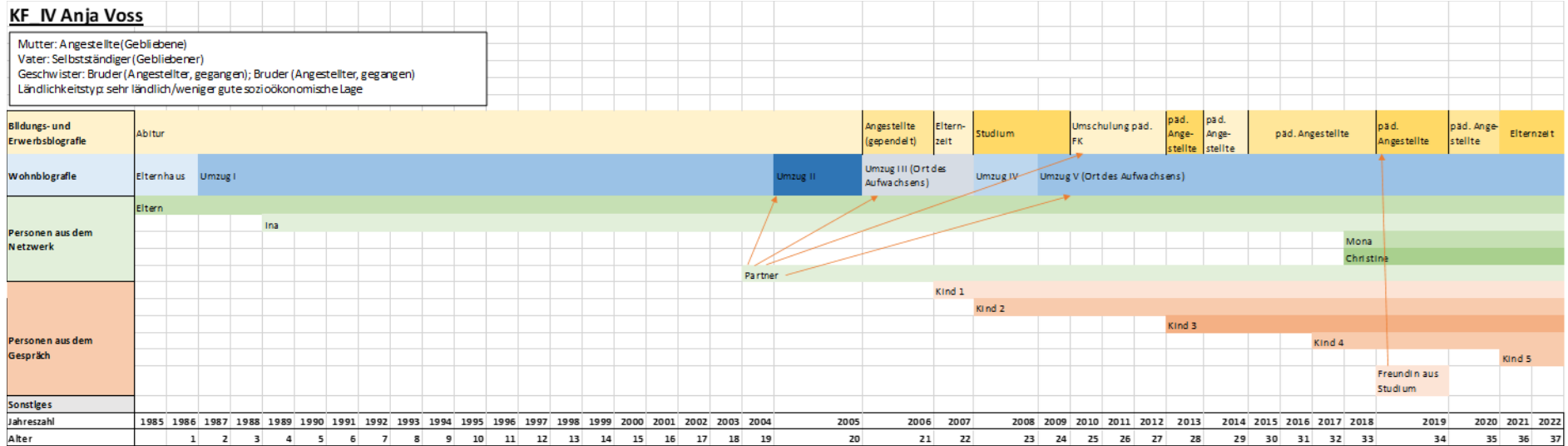


Abb. 7: Lebenslauf Anja Voss (eigene Darstellung)

Netzwerkkarte



Abb. 8: Netzwerkkarte Anja Voss (eigene Darstellung)

5 Ergebnisse

Es folgt eine Synopse der vorgestellten Fälle vor dem Hintergrund der Forschungsfrage. Dabei werden weniger die Eigenschaften oder einzelne Ereignisverkettungen im biografischen Verlauf der Gesprächspartnerinnen fokussiert, vielmehr geht es um die Einbettung sozialer Beziehungen und die Eigenschaften dieser Beziehungen hinsichtlich der Frage „Gehen oder Bleiben?“ Die Antwort auf diese Frage wird in der vorliegenden Arbeit als eine biografische Großentscheidung gedeutet. Das heißt, im Entscheidungsprozess werden langfristige Konsequenzen bedacht und die Entscheidung wird mit einer bestimmten Vehemenz gefällt, die in der Regel eine zeitliche Nachhaltigkeit enthält. Aufgrund dessen gehen damit auch Teil- und Folgeentscheidungen einher (Dimbarth 2003: 46 ff.; Schimank 2005: 165 ff.). Schließlich wird davon ausgegangen, dass die Frage „Gehen oder Bleiben?“ nicht individuell unabhängig verhandelt wird, sondern in soziale Netzwerke und damit zwischenmenschliche Beziehungen eingebettet ist (Rühmling 2022).

Die folgende Darstellung fasst die Komplexität der Netzwerke zusammen. Dabei geht es um Kohäsion, also um Dichte und Äquivalenz – um eine positionale Bestimmung einzelner Akteur:innen sowie um die Relationen zwischen den einzelnen Akteur:innen.

Zunächst ist auffällig, dass die gezeichneten Netzwerke auf einer strukturellen Ebene recht homogen sind. Es werden jeweils familiäre und freundschaftliche Cluster, der Partner¹ sowie vereinzelt Kolleginnen aus dem beruflichen Kontext genannt. Werden die grafische Lebenslaufdarstellung sowie das Gespräch hinzugezogen, wird deutlich, dass die Netzwerkerhebung nicht alle *Alteri* erfasst. Möglicherweise liegt dies daran, dass durch die Generatorenfragen nicht alle Lebensbereiche und -stationen abgedeckt werden. Das Gespräch hingegen rückt den biografischen Verlauf in den Mittelpunkt. Was an dieser Stelle also zunächst als Nachteil wirkt, stellt sich in der Methoden- und Analysetriangulation als vorteilhaft heraus. Auf diese Weise ist es möglich, sowohl einen vertieften Einblick in aktuellere Ereignisverkettungen zu erlangen, als auch biografische Wandlungsprozesse abzubilden (vgl. dazu Brandhorst/Krzyzowski 2022; Töpfer 2022).

An dieser Stelle sei noch einmal erwähnt, dass sich die folgenden Ergebnisdarstellungen auf die Datenanalyse im Kontext der hiesigen Forschung beziehen und keinen Anspruch auf Generalisierbarkeit erheben. Dennoch geben sie relevante Hinweise für anschließende Forschungsarbeiten.

¹ Wenn im Folgenden keine gendergerechte Schriftsprache gebraucht wird, ist das jeweilige gelesene Geschlecht gemeint, bspw. hier: Die Gesprächspartnerinnen hatten jeweils männlich gelesene Partner.

Der Partner

Der Partner wird als wichtigster *Alteri* im sozialen Netzwerk beschrieben und positioniert. Mit ihm werden persönliche Gedanken geteilt, es wird zusammen die Freizeit verbracht, Unterstützung geleistet und entgegengenommen. Durch diese vorhandene Nähe zur Gesprächspartnerin erreicht der Partner über Beziehungen mehrere Cluster im Netzwerk. Erwartungsgemäß würde nun davon die Rede sein, dass insbesondere der Partner und die vorhandenen familiären und freundschaftlichen Cluster stark vernetzt sind und eine hohe Dichte aufweisen, dem ist aber – in den vorliegenden Fälle - nicht so. Er kennt zwar die Familienmitglieder, die Freund:innen, auch die Arbeitskollegin, aber dass aufgrund einer engen Beziehung zu „Ego“ gleichzeitig eine enge Beziehung zu anderen *Alteri* besteht, findet sich im Datenmaterial nicht wieder. Auffällig ist hingegen, dass der Partner mit konflikthafter Beziehungen verbunden ist. Dies sind sowohl Konflikte, die er selbst als Akteur im Netzwerk zu verantworten hat, als auch als Stellvertreter für „Ego“, wenn sie bspw. aufgrund einer normativen intergenerationalen Solidarität sozialen Druck verspürt.

Der Partner nimmt eine exponierte Stellung ein, wenn es um soziale und kommunikative Austauschprozesse hinsichtlich der Frage „Gehen oder Bleiben?“ geht. Es wird zunächst deutlich, dass die eigene Ortsgebundenheit des Partners ein wesentlicher Aspekt im Abwägungsprozess ist. Das heißt, wenn er selbst in der Kleinstadt aufgewachsen ist bzw. eine hohe Ortsbindung verspürt, führt dies im Weiteren auch zu einer höheren Bleibensintention der Gesprächspartnerin.

Generell ist der Partner die wichtigste soziale Bezugsperson im Abwägungs- und Umsetzungsprozess des Bleibens. Mit ihm wird ein Für und Wider abgesprochen und werden gewählte Alternativen umgesetzt. Wobei diese gleichberechtigte Ausgewogenheit nicht in jedem Fall gegeben ist. Es ist auch der Partner, der die Gesprächspartnerin als passive Akteurin im Entscheidungsprozess positioniert. Sie trägt dann die Entscheidung mit, hat aber tatsächlich keine Alternative zur Verfügung – ein typischer Fall von Nicht-Entscheidung (vgl. dazu Burkhardt 1995: 73; Dimbath 2003: 71; Schimank 2005: 199).

Dass die Gesprächspartnerin nur noch passive Akteurin im Entscheidungsprozess ist, ist teilweise auch bezüglich der Eltern zu beobachten. Im vorliegenden Datenmaterial verblasst diese Art der Passivität im Entscheidungsprozess in der Eltern-Kind-Beziehung im Laufe der Biografie der Gesprächspartnerin allerdings. Das heißt, sowohl in der jugendlichen Lebensphase als auch zum Zeitpunkt der Ausbildung ist zu beobachten, dass die Gesprächspartnerin weniger aktiver Teil des Entscheidungsprozesses ist, sondern dieser viel eher von den Eltern bestimmt wird. Wenn es allerdings um das Niveau der Intensität sowie um eine gewisse zeitliche Konstanz dieser Passivität geht, spielt der Partner eine herausragende Rolle.

Das familiäre Cluster– die Eltern

Zur familiären Gruppe gehören die Mutter, der Vater und die Schwester bzw. der Bruder. In der Regel folgen die Eltern positional – nach dem Grad der Wichtigkeit – gleich hinter dem Partner. Wobei sich in der Position nicht die tatsächliche Beziehungsqualität widerspiegelt. Diese wird als eher ambivalent beschrieben.

Auffällig ist zunächst, dass die Eltern als eine Einheit deklariert werden. Beispielsweise wird die Frage „Wer unterstützt dich?“ mit „meine Eltern“ beantwortet. In den konzentrischen Kreisen der Netzwerkkarte werden Mutter und Vater jedoch verschieden angeordnet. Sie haben stets eine unterschiedliche Bedeutung. In der Regel ist es so, dass die

Gesprächspartnerinnen zunächst von einer recht harmonischen Kindheit berichten und die Beziehung zu den Eltern zunehmend komplexer wird. Letztlich steht das Thema Reziprozität im Vordergrund, also ob die Beziehung grundsätzlich auf „wechselseitiger Anerkennung und Unterstützung basier[t]“ (Heidler 2010: 364). Reziproke Beziehungen sind also auf Dauer angelegt und zeichnen sich durch wechselseitige Verpflichtungen aus (ebd.). In Eltern-Kind-Beziehungen bzw. im engeren familiären Kontext ist diese Art von Austauschbeziehung nicht selten (Hollstein 2005). Die Verpflichtungen münden allerdings auch in Ambivalenzen. So ist hier zu beobachten, dass eine sehr hohe verspürte intergenerationale Solidarität gleichzeitig zu Erwartungs- und Leistungsdruck der befragten Personen führt. An dieser Stelle entsteht Konfliktpotenzial. Auffällig ist aber auch, dass dieser Konflikt nicht direkt von den Gesprächspartnerinnen geführt wird, sondern vielmehr von einem:einer Stellvertreter:in, in der Regel vom Partner oder der Schwester bzw. dem Bruder.

Bei der Entscheidung „Gehen oder Bleiben?“ sowie anderen biografischen Großentscheidungen übernehmen die Eltern eine relevante Rolle, als Pull- aber auch als Push-Faktoren. Selbstverständlich sind die Gesprächspartnerinnen passiver Teil, wenn es um Bleibeentscheidungen in der (frühen) Kindheit geht. Relevant werden sie zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten im Lebenslauf, die aus der Migrationssoziologie (Kalter 1997; Kley 2009) bekannt sind. Es geht dann um erwerbs- oder partnerschaftliche Aspekte, bspw. zum Zeitpunkt der Beendigung der Schule bzw. zum Anfang der Ausbildung, beim partnerschaftlichen Zusammenzug oder wenn Kinder eine Rolle spielen.

Im vorliegenden Datenmaterial ist auffällig, dass Umzugsgedanken zum Zeitpunkt des Schulabschlusses auch dann im Raum stehen, wenn die Eltern-Kind-Beziehung auf einem guten Niveau ist. In der Regel geht es dann um einen sozialen und ökonomischen Verselbstständigungsprozess (Junge 1995). Eltern können hier sowohl Push- als auch Pull-Faktoren sein, auch wenn eine gute Beziehung vorliegt. Die Ablösung vom Elternhaus und ein damit einhergehender Wunsch nach Selbstständigkeit sind wesentliche Faktoren, die Einfluss auf die Entscheidungskonstellation zu diesem Zeitpunkt haben. Die Beziehung zu den Eltern rückt an dieser Stelle in den Hintergrund.

Im weiteren Lebensverlauf und nach einer genauen Analyse des Abwägungsprozesses wird deutlich, dass es nicht allein die Beziehung zu den Eltern ist, die dann eine wesentliche Rolle einnimmt, sondern dass viele verschiedene Aspekte maßgeblich sind, etwa das Elternhaus: in der Regel ein freistehendes Haus, teilweise mit Anbau, großem Grundstück und schon so lange im Besitz der Familie, dass mehrere Generationen darin aufgewachsen sind. Häufig ist dies der Ort, an den die Gesprächspartnerinnen nach der Ausbildung wieder zurückkehren, teilweise nur als Übergang. Schließlich geht damit eine finanzielle Besserstellung einher, sie wohnen dann mietfrei und die Gesprächspartnerinnen nutzen diese Zeit, um „was Eigenes“ zu finden. So ist zu sagen, dass letztlich auch die Wanderungserfahrungen der Eltern eine Rolle spielen.

Alle Eltern der im Kontext der Forschungsarbeit befragten Personen sind in der Kleinstadt aufgewachsen, in der nunmehr auch die Gesprächspartnerinnen wohnen. Damit geht eine bestimmte Verankerung der Eltern vor Ort einher: zum einen aufgrund der tatsächlich aufgebauten Umgebung, etwa dem eigenen Haus; zum anderen aufgrund des (jahrzehntelangen) Aufbaus und der Pflege sozialer Beziehungen. Beides wirkt sich im Weiteren auf die Ortsbindung der Gesprächspartnerinnen aus. Darüber hinaus spielt die alltägliche Unterstützung der Eltern, etwa die Betreuung der Enkelkinder, eine Rolle. Aber auch umgekehrt besteht ein Verpflichtungsgefühl der Gesprächspartnerinnen gegenüber ihren Eltern.

Wenn das Bleiben in der Kleinstadt abhängig ist vom bisherigen Lebenslauf, den sozialen Beziehungen und den aktuellen Bedürfnissen, so ist dieser Dreiklang auf weitere relevante Personen, etwa die Eltern, zu übertragen und strahlt wiederum auf die Bleibensintention der Gesprächspartnerinnen ab.

Das familiäre Cluster– die Geschwister

Die Geschwister der Gesprächspartnerinnen nehmen unterschiedliche Positionen ein. Wenn sie in der standardisierten Netzwerkerhebung auftauchen, sind sie auch im Gespräch und damit im biografischen Verlauf relevant. Wenn sie im strukturierten Netzwerk nicht erscheinen, sind sie auch in der Darstellung biografischer Ereignisverkettungen weniger wichtig. Im vorliegenden Datenmaterial nehmen diejenigen Geschwister eine besondere Stellung ein, die einen völlig konträren Lebensverlauf zu „Ego“ haben: Sie sind gegangen und erleben einen klassischen horizontalen Karriereverlauf. Hinsichtlich einer Bleibensentscheidungskonstellation werden sie erst im jungen Erwachsenenalter der Gesprächspartnerinnen relevant, und auch dann nur sekundär. Dabei geht es in erster Linie um ihre Abwesenheit, die als Begründung des eigenen Bleibens in der Kleinstadt angeführt wird. Schließlich können sie sich dadurch nicht ausreichend um Eltern oder Großeltern kümmern, woraus für die Gesprächspartnerinnen ein Verpflichtungsgefühl folgt, die familiäre Care-Arbeit zu übernehmen.

An dieser Stelle ist fraglich, inwieweit das Bleiben aus einer Unmöglichkeit heraus geschieht – nämlich dann, wenn aus Sicht der Gesprächspartnerinnen nicht ausreichend häusliche Pflege vor Ort verfügbar ist und ein Gehen aus einem familiären Pflichtgefühl heraus nicht realisiert werden kann.

Das familiäre Cluster– die Großeltern

Weniger in der standardisierten Netzwerkerhebung, dafür aber in den biografischen Gesprächen nehmen die Großeltern eine wichtige Rolle im familiären Kontext ein. Gerade im Bleibensentscheidungsprozess werden sie konkret benannt. Dabei geht es weniger um ein Verpflichtungsgefühl des Sich-Kümmerns, wie es bei den Eltern der Fall ist, sondern vielmehr um eine enge emotionale Beziehung, die sich durch körperliche Nähe und besonderes gegenseitiges Wohlwollen äußert. Insbesondere zu Zeiten, in denen Eltern eine konflikthafte Beziehung zu den Gesprächspartnerinnen führen, sind die Großeltern präsent. Es geht dann um die Betreuung der Gesprächspartnerinnen nach der Schule und in den Ferien, es werden persönliche Gedanken geteilt und von den Großeltern Ratschläge gegeben. Im vorliegenden Datenmaterial haben die Großeltern unterschiedliche Fluchterfahrungen bzw. stammen aus der jeweiligen Kleinstadt selbst. Mittlerweile übernehmen die Gesprächspartnerinnen häufig die Pflege der Großeltern, die entweder im Elternhaus oder in räumlicher Nähe wohnen.

Insgesamt überwiegt zwar die Anzahl der *Alteri* im freundschaftlichen Netzwerk, jedoch erweist sich das familiäre Netzwerk als relevanter für die Entscheidung, in der Kleinstadt zu bleiben. Die Eltern sind im Entscheidungsprozess besonders wichtig, vermutlich weil sie punktgenaue Unterstützung in der jeweiligen Lebenssituation leisten können und die Bedürfnisse der Gesprächspartnerinnen kennen. Auffällig ist, dass die Wichtigkeit der Eltern insbesondere ab dem jungen Erwachsenenalter ihrer Kinder zunimmt. In der Phase des Schulabschlusses/Beginn der Ausbildung wirken sie hingegen eher als Push-Faktoren, auch wenn eine gute Beziehung besteht. Mit zunehmendem Alter setzt für die

Gesprächspartnerinnen ein Verpflichtungsgefühl des Sich-Kümmerns gegenüber den Eltern ein, insbesondere wenn Geschwister nicht vor Ort sind. Dies wirkt sich verstärkt auf die Entscheidung, zu bleiben, aus. Hierbei ist allerdings fraglich, wie aktiv diese Entscheidung der Gesprächspartnerinnen ist bzw. wie abhängig von äußeren, strukturellen Rahmenbedingungen, bspw. fehlende Daseinsvorsorge.

Das freundschaftliche Netzwerk

Das freundschaftliche Netzwerk, wie es in der standardisierten Netzwerkerhebung dargestellt wird, erweist sich als homogen in Bezug auf Alter, Geschlecht, beruflichen und partnerschaftlichen Status. Darüber hinaus kommen die *Alteri* (zumindest ursprünglich) aus der Kleinstadt selbst.

In den freundschaftlichen Beziehungen geht es um Vertrauen, Sympathie und vielfältige Unterstützungsformen: sowohl emotionale, wenn über Gefühle, Sorgen und Ängste gesprochen wird; aber auch instrumentelle, wenn es bspw. um den Transport von Sachen geht oder um Unterstützung in Quarantänezeiten. Gemeinsam wird etwas in der Freizeit unternommen (vgl. den Überblick zu den Funktionen sozialer Unterstützung bei Vonneilich 2020: 37).

Zwei Arten freundschaftlicher Cluster werden präsentiert:

Cluster A: Dieses Cluster beinhaltet unterschiedlich lange Freundschaften und zeichnet sich durch eine Vielzahl sympathisierender Beziehungen aus, die auch unregelmäßig und ortsunabhängig gepflegt werden. Dabei sticht nicht per se eine Person als beste:r Freund:in hervor. Es besteht aus unterschiedlichen, kleineren Freund:innenkreisen, die zeitlich und räumlich unterschiedlichen Kontexten entsprungen sind: Freund:innen, die mit den Kindern und der Kita verbunden werden; Freund:innen, die sich bereits aus der Schulzeit kennen und sich jedes Jahr gemeinsam vor Ort treffen; Freund:innen, die sich aus dem beruflichen Kontext kennen. Deutlich wird, dass die Freundschaften jeweils aus unterschiedlichen Lebensphasen stammen. Hier spielt die Kleinstadt dann eine Rolle, wenn die unterschiedlichen Lebensphasen und dazugehörigen Bedürfnisse auch strukturell von dem Ort bedient werden können. Die Pflege der Freundschaft erscheint leichter, wenn bspw. die Kita vor Ort ist und die Eltern gemeinsam auf den Spielplatz gehen können.

Cluster B: Dieses freundschaftliche Netzwerk besteht aus weniger, zeitlich kürzeren und räumlich abhängigen Beziehungen. Es zeichnet sich durch sehr nahe Beziehungen zu allen Personen im Netzwerk aus. Die Freund:innen stammen alle aus der Kleinstadt selbst. Ausdruck dieser Exklusivität ist dann allerdings auch Exklusion. Während das Cluster A bspw. auch den Partner im Freund:innenkreis zulässt, erscheint in Cluster B die Hürde größer, weitere Personen einzuschließen. Der Partner fährt hier bspw. nicht mit in den gemeinsamen Urlaub.

Bei der Betrachtung des freundschaftlichen Netzwerks insgesamt fallen zwei Aspekte auf:

(1) Das freundschaftliche und das familiäre Netzwerk sind eng miteinander verknüpft. Dabei ist auffällig – und vor dem Hintergrund des Kleinstadtgefüges noch einmal zu verdeutlichen –, dass die Beziehungen zwischen den Clustern durch multiplexe Beziehungen und damit eine positive Transitivität charakterisiert sind. Die *Alteri* erfüllen füreinander mehrere Rollen und damit auch mehrere Funktionen. So gibt es vielschichtige Verflechtungen, teilweise über die Partner, zwischen einem freundschaftlichen und einem familiären Gefüge. So kann eine Freundin gleichermaßen Tante oder Cousine oder auch Schwester sein. In bestimmten Kontexten ist dann die innehabende familiäre Rolle präsent

und aus dieser heraus wird soziale Unterstützung geleistet bzw. empfangen. Hinzu kommt, sofern diese Art von Verflechtung besteht, dass die Netzwerkpartner:innen aus der gleichen Kleinstadt oder aber näheren Umgebung kommen und keine Wanderungserfahrungen gemacht haben. Das heißt, soziale Mechanismen und Dynamiken finden hier im lokalen Kontext statt. Wenn also soziale Beziehungen an ihren räumlichen Bezügen gemessen werden, so spricht das Ergebnis dafür, dass in kleinstädtischen sozialen Gefügen die Multiplexität der Beziehungen eine besondere Rolle spielt.

(2) Das freundschaftliche Netzwerk, auch einzelne nächststehende Personen daraus, hat nur einen Anteil unter vielen, wenn es um die konkrete Entscheidung des Bleibens geht. Tatsächlich wird Freundschaft nicht konkret als Grund des Bleibens in der Kleinstadt benannt. Das kann daran liegen, dass im hiesigen Material auch Freundschaften vorgestellt werden, die ortsunabhängig gepflegt werden. Latent spielt dieses Netzwerk allerdings immer dann eine Rolle, wenn es zum Wohlbefinden der aktuellen Lebenssituation beiträgt und somit unbestimmt in vielfältiger Weise im Alltag eine Rolle spielt.

Die Kollegin

Darüber hinaus spielen Kolleginnen eine hinreichende Rolle. Sei es als informelle Unterstützung, bspw. wenn Informationen über freie Stellen oder Wohnmöglichkeiten geteilt werden, aber auch darüber hinaus. Zwar fußt die Beziehung auf einem formalen Arbeitsverhältnis, aber dennoch werden persönliche Angelegenheiten untereinander geklärt, bspw. partnerschaftliche oder familiäre Konflikte. Damit einher geht eine emotionale Unterstützung durch Zuwendung, Trost und gegenseitiges Feedback. Die kollegiale Beziehung mündet weniger in eine alltägliche Relevanz und beinhaltet keine materielle Unterstützung. Zwar kennen alle aus dem Netzwerk jeweils die Kollegin, sie spielt allerdings im Freund:innen- wie im Familienkreis keine Rolle. Vielmehr wird von den Gesprächspartnerinnen geschätzt, dass die besprochenen Angelegenheiten vor Ort – auf Arbeit – bleiben. Hinsichtlich eines möglichen Entscheidungsprozesses des Bleibens spielt die Beziehung zur Kollegin dennoch latent eine Rolle, nämlich wenn diese zum allgemeinen Wohlbefinden vor Ort beiträgt.

Das kleinstädtische Gefüge– die Atmosphäre vor Ort

Übergreifend ist in den Gesprächen von lokalen Beziehungen die Rede, die nicht im freundschaftlichen, familiären oder partnerschaftlichen Beziehungsnetzwerk verortet werden können. Es geht vielmehr um lokale Handlungs- und Kontaktzusammenhänge, die sich auf eine diffuse Masse an sozialen Beziehungen stützen, die die Atmosphäre des Ortes repräsentieren. Dies drückt sich darin aus, wenn die Gesprächspartnerinnen es schätzen, wenn „jeder jeden kennt“. Wobei deutlich wird, dass „kennen“ auch „schon mal gesehen“ bedeuten kann. Hier geht es nicht um praktische Austauschbeziehungen – und dennoch, der Wert sogenannter schwacher Beziehungen (Granovetter 1973; Fuhse 2018: 63) tritt deutlich hervor. Das scheinbar lapidare Grüßen und das damit einhergehende Sehen, Wahrnehmen und (Re-)Agieren bestimmen die Atmosphäre vor Ort.

Dies führt zu einem Aufgenommen-Sein, Sich-Auskennen und auch zum Bewusstsein der Erwartungen anderer. Dieses gefühlte Eingebundensein durch Kontakte zu anderen Bewohner:innen ist gleichwohl die Brücke zum Ausmaß der Ortsbindung. Schließlich wird hier der Ort als Träger dieser sozialen Beziehungen, als Symbol des eigenen Verortens im relevanten Raum genutzt. Hierbei soll noch einmal verdeutlicht werden: Die Ortsbindung

hat nur geringfügig mit funktionalen Ortsspezifika zu tun. Vielmehr gehen mit einer Ortsbindung irrationale Motive einher, die wiederum auf Gefühlen zu vorhandenen (auch schwachen) sozialen Beziehungen beruhen. Welche Rolle dabei eine aktive Vereinsarbeit bzw. ehrenamtliches Engagement einnehmen, kann an dieser Stelle nicht gesagt werden, da die Gesprächspartnerinnen nicht in Vereinen vor Ort aktiv sind. Und dennoch, aus der bisherigen Analyse wird deutlich, dass die Atmosphäre vor Ort, die wesentlich durch die kleinstädtischen sozialen Beziehungen geprägt ist, wesentlich zur Bleibeintention beiträgt. In dem vorliegenden Material wird deutlich, dass die Personen, die eine Entscheidung, zu bleiben, nur passiv mittragen, auch keine hohe Ortsbindung vermitteln.

Institutionelle Akteure

Institutionen oder Organisationen klingen in den Gesprächen nur am Rande und nur in beruflichen Kontexten an. Dennoch sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass bestimmte Kerninstitutionen den Lebenslauf prägen (Kohli 1985). In der Kindheit und Jugend ist es das Bildungssystem, das vorgibt, wer wo wie lange zur Schule geht. Und es ist klar, dass nach Abschluss der Schule eine Entscheidung gefällt werden muss: Wie geht es weiter? Nun tritt der Arbeitsmarkt als Referenzpunkt auf den Plan, zunächst in Form der Ausbildung, dann als Erwerbsstelle. So prägen im Endeffekt doch die Institutionen den Lebenslauf und damit auch die Entscheidung „Gehen oder Bleiben?“

6 Fazit

Die vorliegende Forschungsarbeit verdeutlicht noch einmal, dass die unterschiedlichen Bleibenslebensweisen in der Kleinstadt interaktionsgebundene Prozesse sind. Damit ist gemeint, dass das Bleiben keine Einzelentscheidung ist. In der Analyse der vorgestellten Gespräche wird sehr deutlich, dass damit jeweils unterschiedliche Interdependenzkonstellationen einhergehen. Das Bleiben der Gesprächspartnerinnen wird von anderen Akteur:innen beeinflusst und gleichzeitig beeinflusst das Bleiben die Handlungsmöglichkeiten anderer Personen. Das heißt, das Bleiben führt zu gegenseitigen Konsequenzen. Dabei gibt es unterschiedliche Interdependenzkonstellationen und damit einhergehende soziale Aushandlungsverfahren. Als wichtigste soziale Beziehungen werden im hiesigen Kontext der Partner, die Eltern sowie das kleinstädtische soziale Gefüge genannt.

Auf der einen Seite sind die Gesprächspartnerinnen aktive Akteurin des sozialen Aushandlungsprozesses. Sie entscheiden mit anderen Personen zusammen, es wird also untereinander abgestimmt, verhandelt, sich geeinigt und gemeinsam werden Verantwortung und Konsequenzen getragen.

Auf der anderen Seite sind die Gesprächspartnerinnen auch passive Akteurin im Entscheidungsprozess des Bleibens – ohne dass dies positiv oder negativ bewertet würde. Auffällig ist, dass die Gesprächspartnerinnen insbesondere dann in diese Rolle fallen, wenn es um ihre wichtigsten sozialen Beziehungen geht: zum Partner und zu den Eltern.

Es zeigt sich, dass insbesondere die Eltern eine bedeutsame Rolle spielen, und zwar über die unterschiedlichen Lebensphasen hinweg. Grund ist, dass in der Regel sie es sind, die in jeweiligen Lebensphasen konkrete Unterstützung leisten können und darüber hinaus die Bedürfnisse der Gesprächspartnerinnen genau kennen. In der Phase zwischen Schulabschluss und Ausbildung können sie auch als Push-Faktoren gelten, ohne dass die Beziehung zwischen ihnen konfliktbehaftet ist. Es ist ebenfalls nicht neu, dass familiäre Wanderungserfahrungen einen Einfluss auf Wanderungsaspirationen haben. Das heißt, je mehr Generationen bereits vor Ort gelebt haben, desto verwurzelter sind Jugendliche (Wochnik 2014: 224). In der hiesigen Fallauswahl kommen jeweils die Familien, auch Großeltern, aus der Kleinstadt, in der auch die Gesprächspartnerinnen wohnen.

Als Zweites spielt der Partner eine wichtige Rolle bei der Entscheidung, vor Ort zu bleiben. Zuträglich ist es, wenn dieser selbst auch in der Kleinstadt aufgewachsen ist und sozialisiert wurde, denn damit gehen vielschichtige Verflechtungen sozialer Beziehungen mit dem Ort einher.

Signifikant ist zudem, dass diffuse soziale Beziehungen zwischen den Gesprächspartnerinnen und den Bewohner:innen vor Ort als relevant beschrieben werden. Dabei sind es nicht konkrete Personen, die Erfahrungen und Erinnerungen prägen, sondern es ist das gesamte kleinstädtische soziale Gefüge. Die daraus resultierende Atmosphäre wird als Trägerin der Ortsbindung verstanden.

Darüber hinaus tritt im erhobenen Datenmaterial die Multiplexität der Beziehungen hervor, d. h. einzelne Akteur:innen im Netzwerk nehmen unterschiedliche Rollen ein, bspw. ist die Freundin ebenfalls die Cousine oder Tante. Davon ausgehend, dass die zuvor benannten zwei Punkte der Ortsbindung sowie die herausstechende Multiplexität eine Raumbezüglichkeit betonen, soll an dieser Stelle an die Forderung von Schieman/Steinführer (2021: 226) angeschlossen werden. Mit Verweis auf Beetz (2017)

sowie Hannemann (2004) sei über die „Kleinstadt als Sozialform im Sinne von spezifischen Vergesellschaftungsmechanismen nachzudenken“ (Schiemann/Steinführer 2021: 226).

Auffällig ist zudem, dass die Entscheidung, zu bleiben, sehr selten auf einer konkreten Problemlage basiert. Der Abwägungsprozess wird nicht nur anhand ökonomischer und rein rational getroffener Teilentscheidungen dargestellt. Vielmehr wird von weichen Standortfaktoren und emotionalen Gründen gesprochen sowie von einem diffusen Gefühl von „Zufall“ und „Glück“.

Es wird deutlich, dass für Personen nach der Schulzeit der Wunsch nach Urbanität und Mobilität besteht, und zwar unabhängig davon, welche Beziehungsqualität zu den Eltern vorliegt oder wie hoch der Grad der Freundschaft vor Ort ist. In der vorliegenden Fallauswahl sind die Gesprächspartnerinnen wieder in den Ort des Aufwachsens zurückgekehrt. Die Gründe dafür sind sehr unterschiedlich (und hier nicht nach einem Ranking aufgeführt): die Verpflichtung, sich um die Eltern zu kümmern; die Möglichkeit, auf dem Grundstück der Eltern zu wohnen; die erhaltene Unterstützung bei der Kinderbetreuung; die Ortsbindung; die hohe Ortsidentität des Partners.

Es ist also ein ganzes Konglomerat an Motiven und damit einhergehenden Teilentscheidungen, die zum Bleiben in der Kleinstadt führen. Dies spricht dafür, dass rein ökonomische Gründe nur marginal relevant für ein Bleiben in der Kleinstadt sind. Es braucht an dieser Stelle mehr als freie Erwerbsstellen vor Ort. Bisher wurde bspw. Freizeit unter den weichen Standortfaktoren verhandelt. Es gilt, Freizeit und Kultur, aber auch eine attraktive Naturlandschaft weiter in den Mittelpunkt zu rücken. Es braucht Orte, an denen ein Austausch stattfinden kann, an denen Netzwerke geknüpft und soziale Beziehungen gepflegt werden können – nicht konsumorientiert, dauerhaft, generationsübergreifend und hauptamtlich geleitet.

Darüber hinaus ist es wichtig, nicht nur auf die Bedürfnisse einer einzelnen Person zu fokussieren, sondern das ganze System sozialer Beziehungen in den Blick zu nehmen. Es müssen Strukturen und Angebote geschaffen werden, die bspw. familienorientiert sind. Einige Rückkehrer:innenagenturen haben diese bereits auf dem Tableau. Dies gilt allerdings nicht nur für die Gruppe der Rückkehrer:innen – auch Personen, die bleiben wollen, brauchen zur Pflege von Beziehungen Gelegenheitsstrukturen, sodass Begegnungen und das eigene Erfahrungssammeln ermöglicht werden.

Das vorliegende Working Paper leistet nicht nur einen Beitrag dazu, die Lebensverhältnisse in der Kleinstadt genauer zu beleuchten, sondern liefert ein vertieftes Wissen über den Entscheidungsprozess des Bleibens und die Rolle der sozialen Beziehungen darin.

7 Literaturverzeichnis

- Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.) (2005): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag (Theorie und Gesellschaft 55).
- Beck, Lilian/Sixtus, Frederick/Nice, Thomas/Hinz, Catharina (2022): Landlust neu vermessen. Wie sich das Wanderungsgeschehen in Deutschland gewandelt hat. Hg. v. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. Berlin. Online verfügbar unter https://www.berlin-institut.org/fileadmin/Redaktion/Publikationen/Berlin-Institut__Wuestenrot_Stiftung_Landlust_neu_vermessen.pdf, zuletzt geprüft am 29.06.2022.
- Becker, Sören/Naumann, Matthias (Hg.) (2020): Regionalentwicklung in Ostdeutschland. Dynamiken, Perspektiven und der Beitrag der Humangeographie. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Beetz, Stephan (2017): Die kleine Stadt in der großen Moderne – small, slow oder smart? In: Stefan Busse/Kornelia Beer (Hg.), *Modernes Leben – Leben in der Moderne*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 49–63.
- Bernardi, Laura/Keim, Sylvia/Lippe, Holger von der (2006): Freunde, Familie und das eigene Leben. Zum Einfluss sozialer Netzwerke auf die Lebens- und Familienplanung junger Erwachsener in Lübeck und Rostock. In: Betina Hollstein/Florian Straus (Hg.), *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 359–390.
- BLE – Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (Hg.) (2014): LandInForm – Magazin für Ländliche Räume 1/2014. Online verfügbar unter http://interval-berlin.de/documents/LandInForm_2014_1_Gesamt.pdf, zuletzt geprüft am 29.07.2022.
- Brandhorst, Rosa/Krzyzowski, Lukasz (2022): Biographical Reconstructive Network Analysis (BRNA): A Life Historical Approach in Social Network Analysis of Older Migrants in Australia. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 23(1).
- Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2019): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. 4. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Burkart, Günter (1995): Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen. In: *Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 8(1), S. 59–88.
- Busse, Stefan/Beer, Kornelia (Hg.) (2017): *Modernes Leben – Leben in der Moderne*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Corthier, Jochen (2020): Sesshaftigkeit in ostdeutschen ländlich-peripheren Räumen. Wie Wanderungen die Bevölkerungsstruktur langfristig verändern. In: Sören Becker/Matthias Naumann (Hg.), *Regionalentwicklung in Ostdeutschland. Dynamiken, Perspektiven und der Beitrag der Humangeographie*. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 389–399.
- Costadura, Edoardo/Ries, Klaus/Wiesenfeldt, Christiane (Hg.) (2019): *Heimat global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Bielefeld: transcript Verlag (Edition Kulturwissenschaft 188).
- Dehne, Peter (2013): Raumpioniere. Lichter im Nirgendwo, Parallelwelten in der Peripherie oder Retter des ländlichen Raums? In: Peter A. Berger/Klaus Hock/Thomas Klie (Hg.), *Religionshybride. Religion in posttraditionalem Kontexten*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 167–185.
- Dimbath, Oliver (2003): *Entscheidungen in der individualisierten Gesellschaft. Eine empirische Untersuchung zur Berufswahl in der fortgeschrittenen Moderne*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dresing, Thorsten/Pehl, Thorsten (2018): *Praxisbuch Transkription. Regelsysteme, Software und praktische Anleitungen für qualitative ForscherInnen*. 8. Aufl. Marburg: Eigenverlag.

- Eckardt, Frank (2019): Heimat ohne Tamtam. Ortsgebundenheit und Fernweh in der Kleinstadt. In: Edoardo Costadura/Klaus Ries/Christiane Wiesenfeldt (Hg.), *Heimat global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*. Bielefeld: transcript Verlag (Edition Kulturwissenschaft 188), S. 197–218.
- Fuhse, Jan (2018): *Soziale Netzwerke. Konzepte und Forschungsmethoden*. 2. Aufl. Konstanz/München: UVK Verlag (UTB Sozialwissenschaften 4563).
- Gabler, Julia/Kollmorgen, Raj (2016): Wer kommt? Wer geht? Wer bleibt? Eine Studie zur Verbesserung der Verbleibchancen qualifizierter Frauen im Landkreis Görlitz. Hg. v. Landratsamt Görlitz. Trawos-Institut, Hochschule Zittau/Görlitz.
- Granovetter, Mark S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology* 78(6), S. 1360–1380. Online verfügbar unter <https://www.jstor.org/stable/2776392>, zuletzt geprüft am 26.07.2022.
- Heidler, Richard (2010): Zur Evolution sozialer Netzwerke. Theoretische Implikationen einer akteursbasierten Methode. In: Christian Stegbauer (Hg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Netzwerkforschung 1), S. 359–372.
- Hannemann, Christine (2004): *Marginalisierte Städte. Probleme, Differenzierungen und Chancen ostdeutscher Kleinstädte im Schrumpfungsprozess*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Herz, Andreas/Peters, Luisa/Truschkat, Inga (2015): How to do qualitative strukturelle Analyse? Die qualitative Interpretation von Netzwerkkarten und erzählgenerierenden Interviews. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 16(1).
- Hollstein, Betina (2005): Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen. In: Frank Adloff/Steffen Mau (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag (Theorie und Gesellschaft 55), S. 187–210.
- Hollstein, Betina/Straus, Florian (Hg.) (2006): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hollstein, Betina/Pfeffer, Jürgen (2010): Netzwerkkarten als Instrument zur Erhebung egozentrierter Netzwerke. Online verfügbar unter <http://www.pfeffer.at/egonet/Hollstein%20Pfeffer.pdf>, zuletzt geprüft am 26.07.2022.
- Jansen, Dorothea (2006): *Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele*, 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Lehrbuch).
- Junge, Matthias (1995): *Forever young? Junge Erwachsene in Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kalter, Frank (1997): *Wohnortwechsel in Deutschland. Ein Beitrag zur Migrationstheorie und zur empirischen Anwendung von Rational-Choice-Modellen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Klärner, Andreas/Gamper, Markus/Keim-Klärner, Sylvia/Moor, Irene/von der Lippe, Holger/Vonneilich, Nico (Hg.) (2020): *Soziale Netzwerke und gesundheitliche Ungleichheiten. Eine neue Perspektive für die Forschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Kleemann, Frank/Krähnke, Uwe/Matuschek, Ingo (2013): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Kley, Stefanie (2009): *Migration im Lebensverlauf. Der Einfluss von Lebensbedingungen und Lebenslaufereignissen auf den Wohnortwechsel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Knabe, André (2022): *Soziale Armut. Wahrnehmung und Bewältigung von Armut in sozialen Netzwerken*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37(1), S. 1–29.
- Kröhnert, Steffen/Klingholz, Reiner (2007): Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer. Hg. v. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.
- Küpper, Patrick (2016): Abgrenzung und Typisierung ländlicher Räume. Hg. v. Thünen-Institut für Ländliche Räume. Braunschweig (Thünen Working Paper 68).
- Laffert, Bartholomäus von (2018): „Nischt zu tun und leicht einen sitzen“. Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 5: Gadebusch, Mecklenburg-Vorpommern. In: fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung 67, S. 49.
- Leibert, Tim (2021): Demographische Strukturen und Entwicklungen in Kleinstädten. In: Annett Steinführer/Lars Porsche/Martin Sondermann (Hg.), Kompendium Kleinstadtforschung. Hannover (Forschungsberichte der ARL 16), S. 189–208.
- Milbert, Antonia/Porsche, Lars (2021): Kleinstädte in Deutschland. Hg. v. Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). Bonn. Online verfügbar unter https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/sonderveroeffentlichungen/2021/kleinstaedt-e-in-deutschland-dl.pdf?_blob=publicationFile&v=1, zuletzt geprüft am 26.07.2022.
- Nadler, Robert/Roth, Duncan/Theuer, Stefan/Weyh Antje (2017): Rückwanderung von Erwerbspersonen – aktuelle Deutschlandzahlen im regionalen Vergleich. Hg. v. Leibniz-Institut für Länderkunde (N aktuell 11). Online verfügbar unter http://aktuell.nationalatlas.de/wp-content/uploads/17_04_Rueckwanderung.pdf, zuletzt geprüft am 29.07.2022.
- Neulandgewinner (2021): Zukunft erfinden vor Ort. Online verfügbar unter <https://neulandgewinner.de/>, zuletzt geprüft am 24.04.2021.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4. Aufl. München: Oldenbourg.
- Rosenthal, Gabriele (2011): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 3. Aufl. Weinheim: Juventa-Verlag (Grundlagentexte Soziologie).
- Rühmling, Melanie (2022): Bleiben in ländlichen Räumen. Wohnbiographien und Bleibenslebensweisen von Frauen aus Mecklenburg-Vorpommern. Bielefeld: transcript Verlag (Rurale Topographien) (i. E.)
- Schenkel, Kerstin/Großmann, Katrin (2021): Wohnen in Kleinstädten – Zwischen Potenzial- und Problemheuristiken. In: Annett Steinführer/Lars Porsche/Martin Sondermann (Hg.), Kompendium Kleinstadtforschung. Hannover (Forschungsberichte der ARL 16), S. 235–257.
- Schiemann, Sara/Steinführer, Annett (2021): In guter Gesellschaft? Sozialstruktur und soziale Beziehungen in Kleinstädten. In: Annett Steinführer/Lars Porsche/Martin Sondermann (Hg.), Kompendium Kleinstadtforschung. Hannover (Forschungsberichte der ARL 16), S. 209–234.
- Schimank, Uwe (2005): Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schubarth, Wilfried/Speck, Karsten (Hg.) (2009): Regionale Abwanderung Jugendlicher. Theoretische Analysen, empirische Befunde und politische Gegenstrategien. Weinheim: Juventa Verlag (Jugendforschung).
- Schütze, Fritz (1981): Prozessstrukturen des Lebenslaufs. In: Joachim Matthes/Arno Pfeifenberger/Manfred Stosberg (Hg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, S. 67–156.
- Speck, Karsten/Schubarth, Wilfried/Pilarczyk, Ulrike (2009): Biografische Analysen zu „Gehen oder Bleiben“ bei Jugendlichen. Qualitative Studien in peripheren Regionen Brandenburgs. In: Wilfried Schubarth/Karsten Speck (Hg.), Regionale Abwanderung Jugendlicher. Theoretische Analysen,

- empirische Befunde und politische Gegenstrategien. Weinheim: Juventa Verlag (Jugendforschung), S. 153–171.
- Stegbauer, Christian (Hg.) (2010): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Netzwerkforschung 1).
- Steinführer, Annett/Lengerer, Franziska (2020): Von Menschen, die bleiben. In: *Bauwelt* 19/2020, S. 42–47.
- Steinführer, Annett/Porsche, Lars/Sondermann, Martin (Hg.) (2021): Kompendium Kleinstadtforschung. Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL. Hannover (Forschungsberichte der ARL 16).
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Töpfer, Tom (2022): Netzwerkkarteninterviews analysieren. Eine qualitative strukturelle Analyse zur sozialräumlichen Vernetzung von Kindertageseinrichtungen. Online verfügbar unter <https://hildok.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/1333>, zuletzt geprüft am 26.07.2022.
- Vogt, Luisa/Biernatzki, Ralf/Kriszan, Michael/Lorleberg, Wolf (2015): *Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel. 1952, 1972, 1993, 2012. Vol. 1: Dörfer als Wohnstandorte*. Hg. v. Thünen-Institut. Braunschweig (Thünen Report 32).
- Vonneilich, Nico (2020): Soziale Beziehungen, soziales Kapital und soziale Netzwerke – eine begriffliche Einordnung. In: Andreas Klärner et al. (Hg.), *Soziale Netzwerke und gesundheitliche Ungleichheiten. Eine neue Perspektive für die Forschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 33–48.
- Weber, Max (2002): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Studienausgabe, 5. Aufl. Hg. v. Johannes Winkelmann. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weiß, Wolfgang/Petrick, Martin (2011): Was anderen noch bevorsteht: Ländliche Regionen in Ostdeutschland als Beobachtungslabor für den demographischen Wandel. Hg. v. Leibniz Institute of Agricultural Development in Central and Eastern Europe. Halle (Saale) (IAMO Policy Brief 4).
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 1(1), Artikel 22. Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>, zuletzt geprüft am 26.07.2022.
- Witzel, Andreas/Reiter, Herwig (2012): *The Problem-centred Interview. Principles and Practice*. Los Angeles u. a.: SAGE.
- Wochnik, Markus (2014): *Aufbruch in dieselbe Welt. Bleibestrategien von Jugendlichen im ländlichen Raum*. Marburg: Tectum Verlag.



**Hochschul
Campus**
Kleinstadt
Forschung

Sollten Sie Fragen haben, schreiben Sie
uns gerne eine E-Mail unter folgende Adresse:
info@hckf.de



b.tu Brandenburgische
Technische Universität
Cottbus - Senftenberg

Besuchen Sie auch gerne unsere Homepage
für weitere Informationen unter:
www.hckf.de



ROSIS
Rostocker Institut für Sozialforschung
und gesellschaftliche Praxis e.V.

Rostocker Institut für Sozialforschung und
gesellschaftliche Praxis (ROSIS)
Wismarsche Straße 29/ 18057 Rostock
melanie.ruehmiling@rostocker-institut.org